Durban. Ein Handelsemporium Südostafrikas.

Die vier autonomen britischen Kolonien in Südafrika, die Kapkolonie, der ehemalige Oranje-Freistaat, jetzt Oranje River Colony genannt, Transvaal und Natal haben sich zu einem Bundesstaat zusammengeschlossen.

Die Oranje-Kolonie und Natal sind in dem jungen Bunde die kleinsten; an Bodenfläche und an Bevölkerungszahl ganz unten an steht Natal. Und doch ist gerade dieses Stück Erde wegen seines natürlichen Reichtums und seiner vielen Vorzüge vor allem der Beachtung wert,


Strasse in Durban.

weil ihm eine grosse Zukunft unzweifelhaft bevorsteht und eine gewichtigte Stimme in dem neuen Staatenbunde gewiss ist. Insbesondere konzentriert sich die Bedeutung Natals auf den mächtig emporblühenden Hafenplatz Durban.

Da auch deutsche Handelsinteressen hier in hervorragendem Masse in Betracht kommen, so verlohnt es sich wohl, auf die Bedeutung dieses Hafenplatzes näher einzugehen.

Schon von weitem bezeichnet ein Leuchtturm hoch oben auf der äussersten Spitze eines langgestreckten Hügelrückens, der als schmale Landzunge mit schroffem Steilabfall in das Meer hinausragt und der „Bluff" genannt wird, dem ankommenden Schiffer die Lage des Hafens. Ohne Hilfe eines der in Durban stationierten starken Seeschleppers kann aber kein grösseres Fahrzeug in diesen einlaufen.

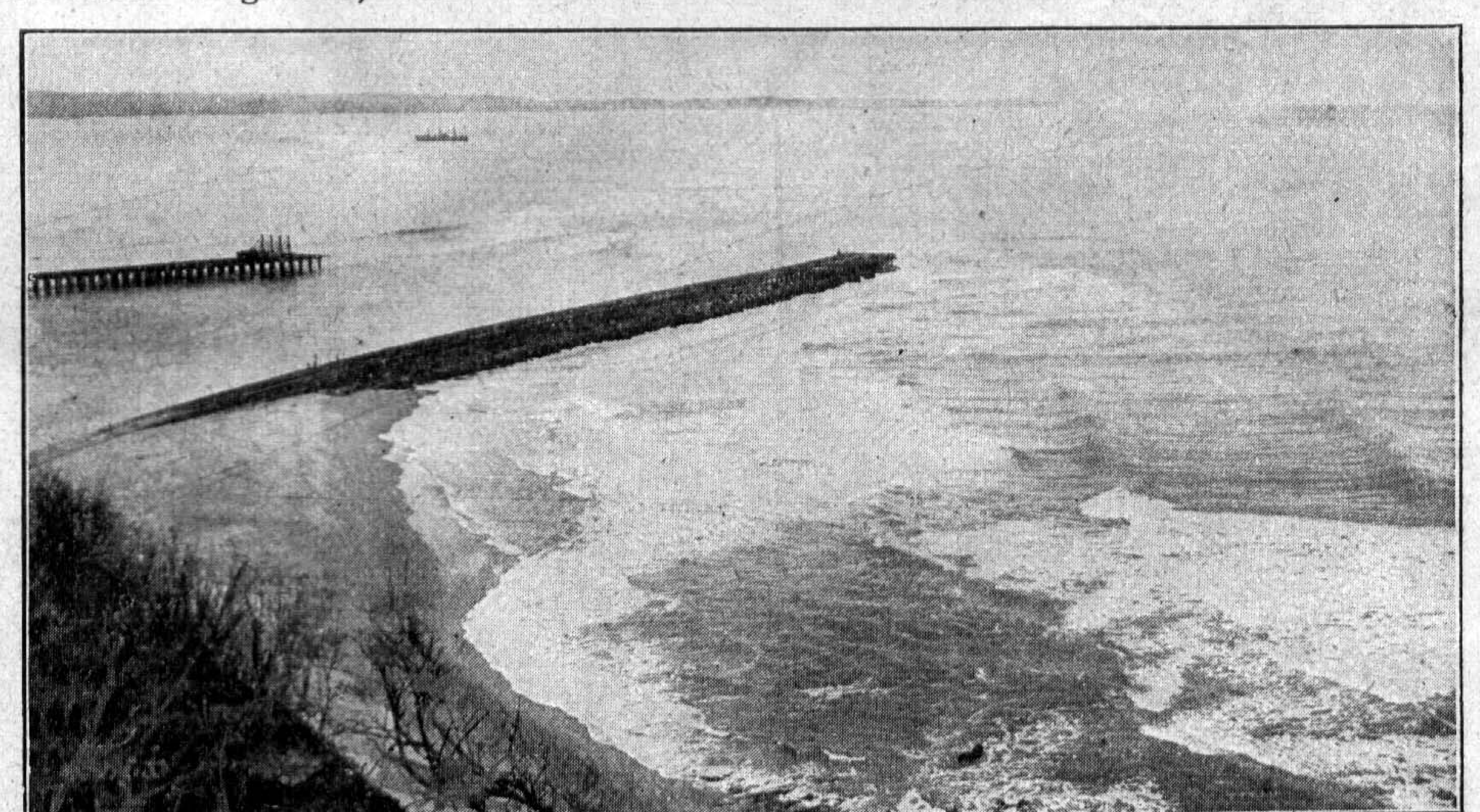
Der Point, die Hafenvorstadt von Durban, ist ein nach allen Regeln der Kunst erbautes Quartier Das Ufer nach der Seeseite ist als Strand- und Badepromenade eingerichtet, nach der Hafenseite durch eine mehrere Kilometer lange Kaimauer aus Quadern geschützt, an der die grössten Dampfer direkt anlegen, löschen und laden können. Parallel mit dem Ufer und in geringer Entfernung von demselben laufen Eisenbahnschienen, sodass die Ladung der Dampfer, wenn nötig, direkt in Güterwagen gelöscht werden kann. Grossartige Schuppen- und Speicheranlagen sorgen für die Lagerung der Waren und schöne massive Bureau- und andere Gebäude machen Durban zu einer mit allen technischen Hilfsmitteln ausgestatteten, modernen Hafenstadt. Leider ist nur ein ganz geringer Teil des Hafens und zwar derjenige, der an den Point angrenzt, für Schiffe von grösserem Tiefgange benutzbar. — Nachdem vor 14 Jahren der Anschlag der Engländer, sich des portugiesischen Hafens Delagoabay zu bemächtigen, durch die deutsche und französische Intervention vereitelt war, liess die Regierung von Natal es sich um so mehr angelegen sein, den Hafen von Durban auszubauen. Im Jahre 1901 wurde damit begonnen, von der eigentlichen Stadt aus einen langen Damm mitten in den Hafen hinauszuschieben. Dieser Damm ist auf beiden Seiten durch Kaimauern befestigt, wodurch die Anzahl der Liegeplätze für Seeschiffe verdreifacht wird. Die Vollendung dieses Planes wird immerhin noch einige Zeit in Anspruch nehmen, doch darf man nicht vergessen, dass nach Beendigung des Krieges diese Angelegenheit keine so dringende mehr ist wie vorher.


Im Hafen von Durban. Phot. C. Craemer Sonneberg.

Die Eisenbahnverbindungen Durbans mit seinem Hinterland sind in gewisser Beziehung ausgezeichnet. Die Hauptlinie geht von Durban in nordwestlicher Richtung via Pietermaritzburg und Colenso am Tugela nach dem vielgenannten Orte Ladysmith. Hier teilt sich die Bahn; ein Zweig geht von Ladysmith direkt westlich via Harrysmith und Bethlehem nach Heilbron im nördlichen Teile der Oranje River Colony und vereinigt sich etwa 10 Meilen hinter Heilbron mit der grossen Nord-Süd-Linie Bloemfontein-Pretoria. Der zweite Zweig geht von Ladysmith in nordwestlicher Richtung durch das bekannte Kohlenrevier von Newcastle via Standerton und Heidelberg nach Johannesburg. Alle Punkte nördlich der letztgenannten Stadt, also in erster Linie Pretoria, werden schneller von dem portugiesischen Hafen Lourenço Marques aus erreicht.

Da der Hafen von Lourenço Marques von Natur aus weit mehr begünstigt ist als derjenige von Durban und grosse, ausgedehnte Hafenanlagen sich dort mit verhältnismässig geringen Kosten anlegen lassen (die jetzt auch teilweise durch englische Privatfirmen ausgeführt werden), so stellt Delagoabay einen gefährlichen Konkurrenten für Durban dar. Hinderlich für den Transitverkehr ist natürlich der Umstand, dass Delagoabay sich nicht in britischem Besitz befindet. Für den Transit wird von den Portugiesen ein Durchgangszoll von zwei Prozent des Wertes erhoben, ein unfreiwilliger Tribut, den die Engländer den Portugiesen nur sehr ungern zahlen. Die natürliche Folge davon ist, dass für alle Lieferungen, für die Schnelligkeit keine Grundbedingung ist, der südliche Weg durch Natal vorgezogen wird.

Aber nicht nur auf den Transitverkehr ist Durban angewiesen, sondern wichtig vor allem ist es auch als Kohlenstation. Die Natalkohle aus dem Bezirk in der Umgegend von Newcastle, im nördlichsten Teile der Kolonie belegen, kann zwar keinen Vergleich mit englischer Kohle mit Bezug auf die Qualität aushalten, dafür ist sie aber bedeutend billiger und stets zur Hand. Demnach ist es nicht zu verwundern, wenn schon aus diesem Grunde die Ozeandampfer Durban anlaufen. Ferner ist noch zu berücksichtigen, dass das direkte


Blick auf die Bai von Durban. Phot. C. Craemer, Sonneberg.

Hinterland bis hinauf zu der Stadt Pinetown ein blühender Garten ist, in dem speziell durch deutsche Ackerbauer alle Arten von Bodenkultur in höchster Blüte stehen. Durban dient daher auch dazu, die anlegenden Dampfer mit frischen Vorräten an Früchten und Gemüsen zu versehen; sein Export in diesem Artikel erstreckt sich bis nach Kapstadt. Auch der Fischfang trägt reichlich zum Emporblühen der Stadt bei; eine ganze Flotte von kleinen Dampfern und Seglern verlässt morgens in aller Frühe den Hafen, um erst mit Einbrechen der Nacht vollbeladen zurückzukehren. Da nun natürlich bei weitem nicht der ganze Fang sofort an Ort und Stelle konsumiert werden kann, so sind verschiedene flottarbeitende Konservenfabriken errichtet worden, die lediglich Fischkonserven herstellen und diese einerseits nach den früheren Freistaaten, andererseits seewärts ausführen.

Unter solchen Umständen wird Durban niemals in die Lage kommen, seine Bedeutung gänzlich zu verlieren, auch wenn es den Engländern gelingen sollte, die Delagoabai an sich zu reissen. Ein Vorzug Durbans ist auch sein günstiges Klima. Mit dem übrigen Natal hat es die grosse Seltenheit des Vorkommens von Schwindsucht gemeinsam; aber auch Malaria fehlt so gut wie gänzlich. In dieser Hinsicht hat es etwas vor Lourenço Marques voraus. Auch ist letzteres erheblich wärmer. Uebrigens ist schon die mittlere Jahrestemperatur Durbans mit 22° C etwas hoch. Die ausgesprochene Regenzeit dauert vom Oktober bis März, fällt also in den Südsommer.

W. Sch.

Das Geld in unsern Kolonien.

II. Das ursprüngliche Geld unsrer „schwarzen Landsleute“.

Wir haben in unsrer Nummer 20 das Geld geschildert, das in den deutschen Kolonien nach deren Besitzergreifung eingeführt worden ist. Nur kurz konnten wir dabei das primitive Geld der Eingeborenen erwähnen, das vor unsrer Zeit im Gebrauch war und in beschränktem Umfang, wie wir gleich sehen werden, noch im Gebrauch ist. Wohl kannte man an den Küsten unsrer Kolonien schon damals teilweise fremde, europäische Geldstücke, aber die Masse der Bevölkerung wusste nichts damit anzufangen und ist vielfach bis auf den heutigen Tag bei ihrem althergebrachten Geld geblieben. Es lag ja auch kein dringendes Bedürfnis vor für ein handliches Hilfsmittel zum Sammeln irdischer Güter. Vorwiegend handelte es sich bei dem primitiven Geld dieser Naturvölker um gangbare Gebrauchs- oder Schmuckgegenstände.

Wir wollen dabei von den reinen Tauschgegenständen absehen, wie man sie in ganz Afrika in grosser Anzahl kennt: Perlen, Messingdraht, Polsternägel, Stoffe, Gewehre, Pulver usw. Sie sind von aussen eingeführt, können also nicht als Geld in unserm Sinne angesehen werden. Wir verstehen darunter Erzeugnisse der primitiven Handfertigkeit der Eingeborenen oder Gegenstände, die im Leben der Eingeborenen seit altersher eine erhebliche Rolle spielen und dadurch einen festen Kurswert erhalten haben.

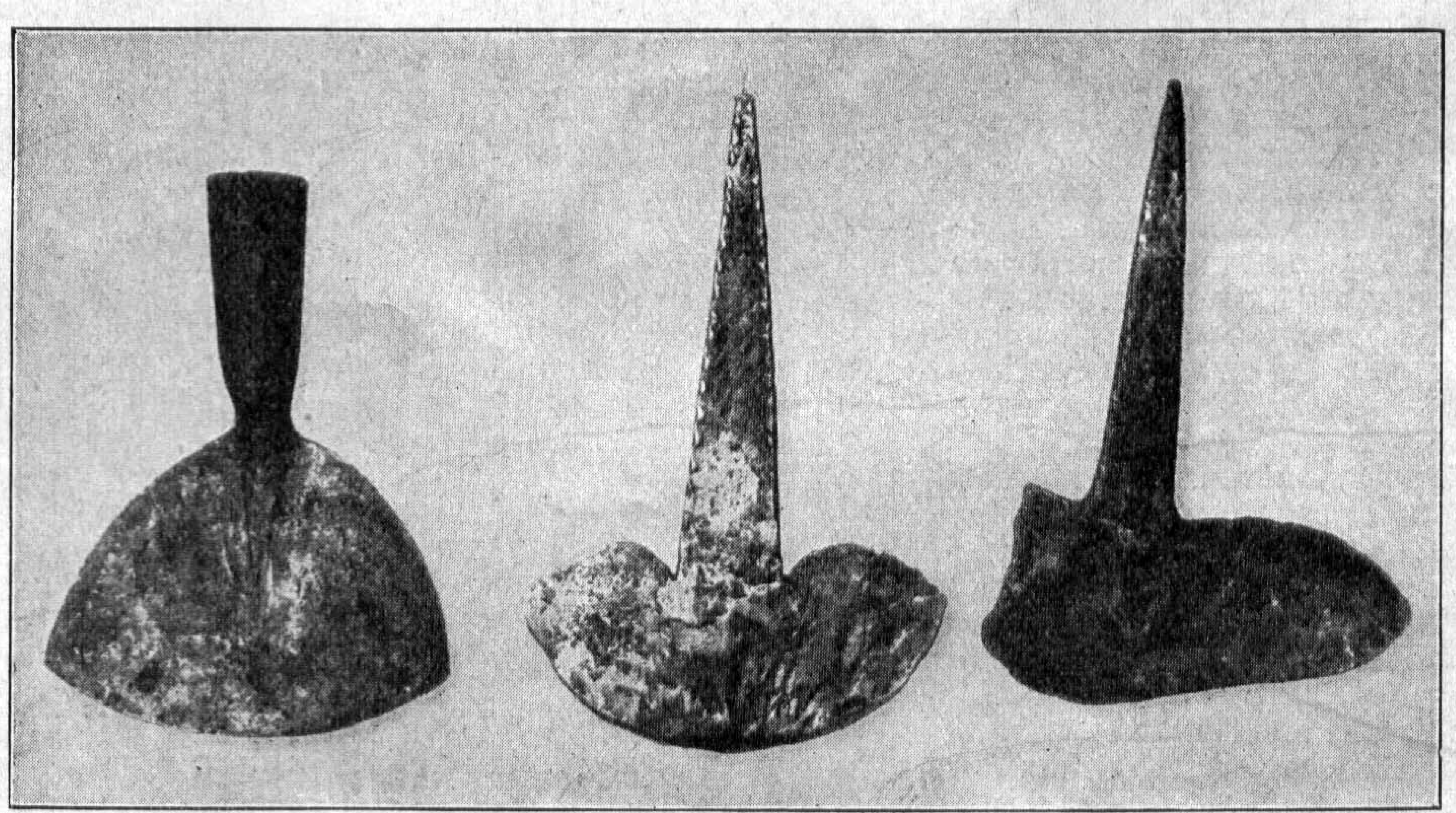


Südsee: Geldstein an einer Wegekreuzung auf der Insel Jap.

Dazu gehört in erster Reihe

das zentralafrikanische Hackengeld,

das auch heute noch im Handel des südwestlichen Victoriasee-Gebietes eine gewisse Rolle spielt. Die Tatsache, dass das Werkzeug, mit dem die Bewohner jener Gebiete ihr Feld bestellen, die eiserne Hacke, von ihnen zum Geld erhoben ist, zeugt jedenfalls von der hohen Wichtigkeit, die sie ihrem zwar primitiven, aber sorgfältigen Ackerbau beimessen. Auf dem Markt in Tabora, dem Haupthandelsplatz des Victoriasee-Gebietes, trifft man denn auch immer noch die Hacke als Zahlungsmittel sehr häufig an. Allerdings wird sie in absehbarer Zeit unserm modernen Geld weichen müssen, wenn die Eisenbahn diesen alten Handelsplatz mit der Küste verbindet.



Zentralafrika: Hackengeld.

Ein viel grösseres Verbreitungsgebiet als das Hackengeld hatte und hat auch heute noch

die Kaurimuschel als Zahlungsmittel,

die sowohl im zentralafrikanischen Seengebiet in Gebrauch ist, wie in unserer Kolonie Kamerun, namentlich auch in den mohammedanischen Haussahstaaten. Sie wird, wie unser Bild zeigt, auf Schnüre aufgereiht, und diese Schnüre haben, je nach ihrer Länge, einen bestimmten Wert, allerdings einen ziemlich geringen: 3000 Stück sind etwa 4 Mark wert. Der Wert der Kaurischnüre ist so abgestuft, dass man sich damit immer einen bestimmten Gegenstand des täglichen Lebens kaufen kann. Begreiflicherweise nimmt das Gebiet der Kauri-Währung von Tag zu Tag ab. In Ostafrika gibt es z. B. grosse Gebiete, wo die Kaurimuschel der Rupie und den Hellern gewichen ist, z.B. im Kilimandjaro-Gebiet. Und der fortschreitende Bahnbau wird bewirken, dass sie immer mehr verdrängt werden wird.

Aehnlich wie die Kaurimuschel in Zentralafrika und in den Haussahstaaten vertreten im Grasland von Kamerun

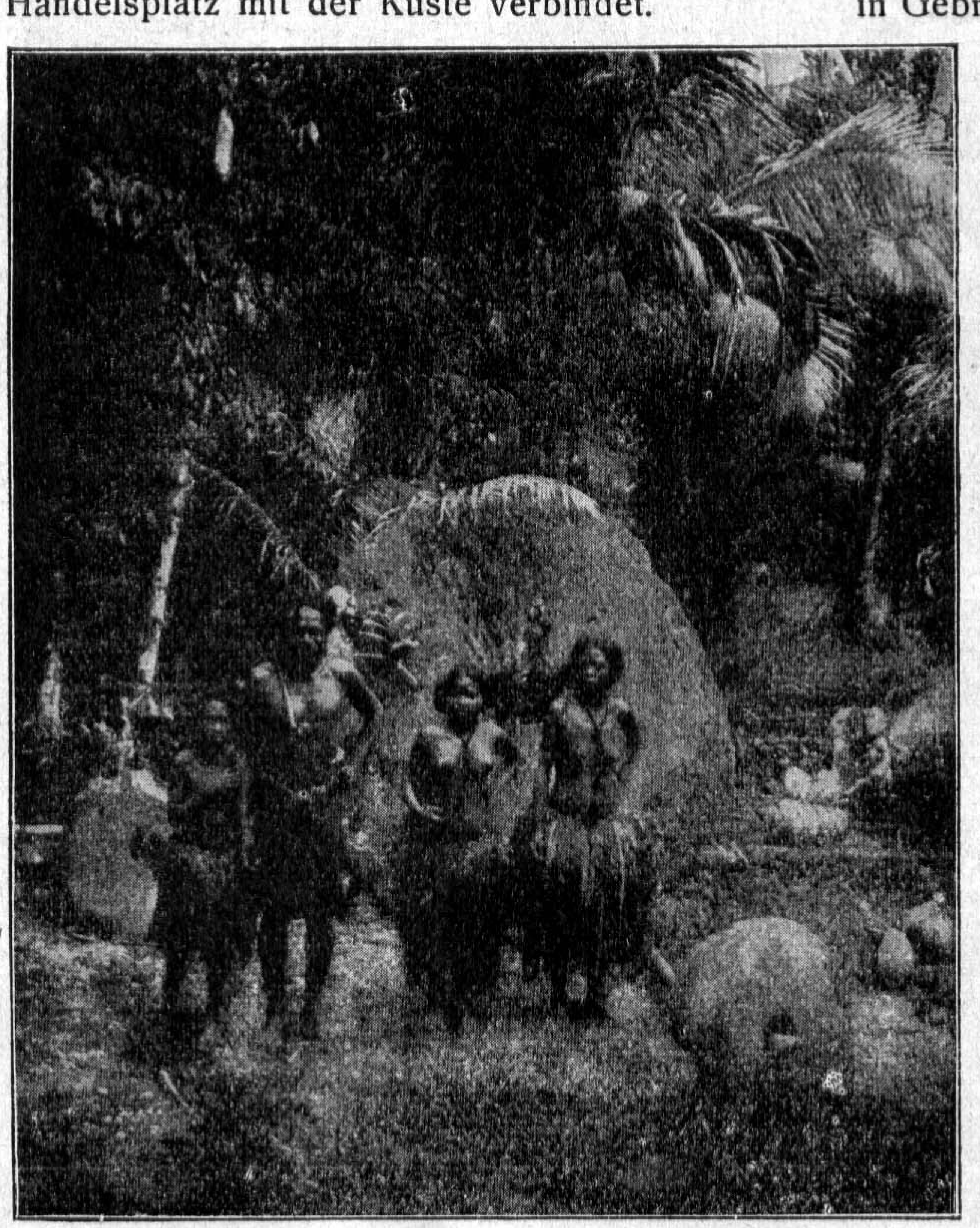
bleistiftdicke Messing- und Eisenstangen

in Armlänge, die in einem mehrfach gewundenen Ring zusammengedreht sind, die Stelle unsrer Scheidemünze, von den Eingeborenen „ntschang“ genannt. Der Wert dieses ntschang entspricht etwa 25 Pfennigen. Zwar ist dieses Messing nicht im Lande gewonnen, sondern von aussen eingeführt, wir möchten dieses Zahlungsmittel aber doch erwähnen, weil es ziemlich alt ist und eine Art Hausindustrie bei den einheimischen Schwarzen begründet hat, die dieses Messing sehr hübsch verarbeiten.

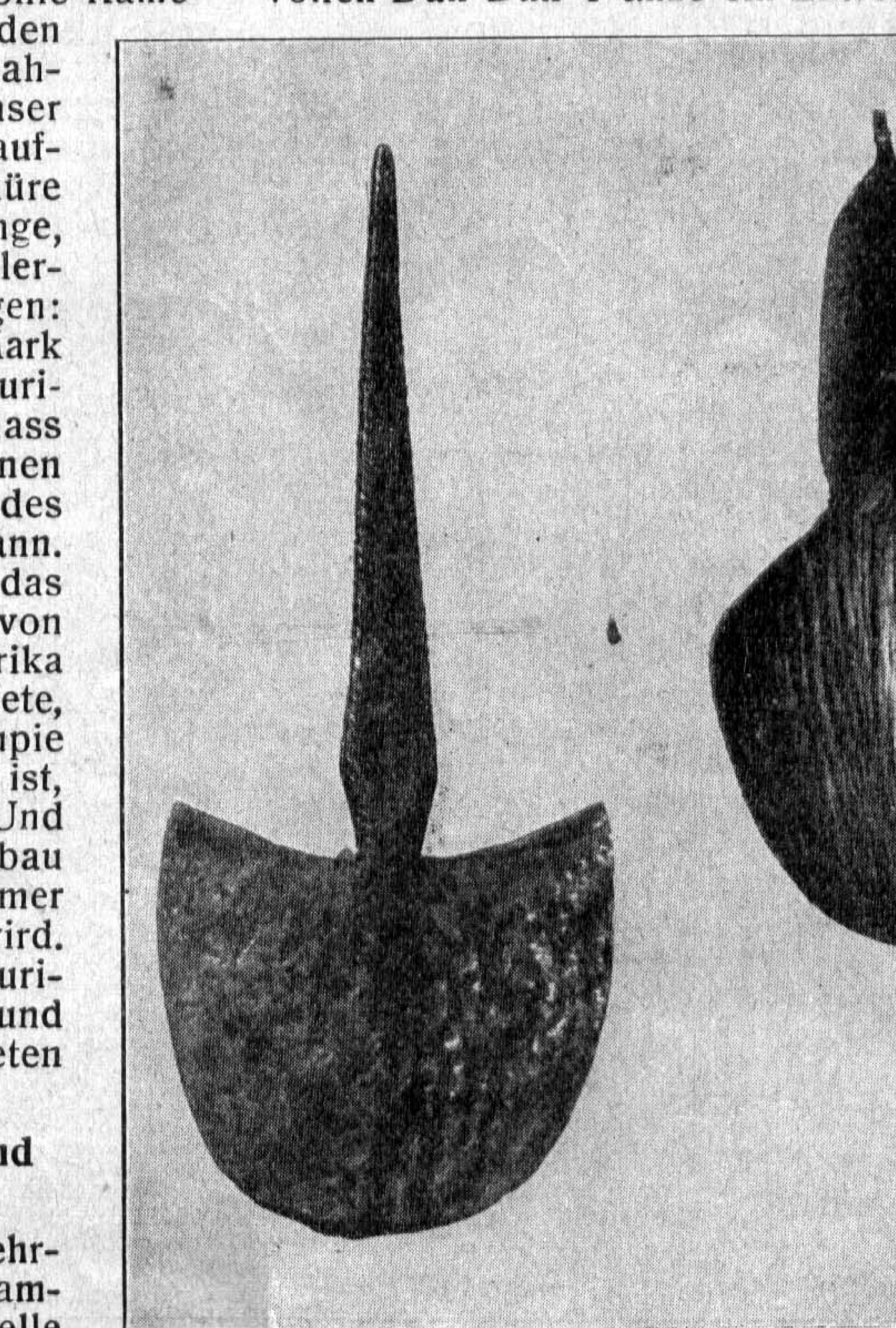
In Afrika sind diese ursprünglichen Zahlungsmittel immer mehr im Schwinden. Desto mehr ist das primitive Geld noch in der Südsee zu Hause. Ebenfalls in der Form der aufgereihten Muscheln und daneben auf den Karolinen als Steingeld.

Das Südsee-Muschelgeld

spielt noch eine ziemlich grosse Rolle und wird im Bismarckarchipel „Dewarra“ genannt. Es hat heute noch teilweise bei den europäischen Firmen einen bestimmten Handelswert, und häufig genug kann man noch in Stores (Kaufläden) sehen, wie die Händler eine Muschelgeldschnur mit dem Meterstab nachmessen, um den Wert zu bestimmen. Ein möglichst grosser Besitz von „Dewarra“ ist das Streben jedes Südseeinsulaners, wenn auch meist nur die Häuptlinge dieses Ideal erreichen. Unter diesen gibt es recht reiche Leute, und es ist vorgekommen, dass ein Häuptling für 40000 Mark Muschelgeld hinterliess. Zur Aufbewahrung des erstrebenswerten Mammons werden denn auch besondere Hütten gebaut, die wie die in Nummer 20 abgebildete, in ihrer Art unsern Bankpalästen nichts nachgeben. Vielfach ist der Häuptling zugleich der Bankier für den ganzen Stamm, z. B. auf der Gazellahalbinsel. Von den einzelnen Stammesangehörigen wird ihm in Rollen, Bündelchen und Körbchen, deren Besitz an Muschelgeld zur Verwaltung übergeben. Zur Aufbewahrung dienen die erwähnten Geldhütten, die als Tabu, als etwas Unantastbares gelten und daher vor Diebstahl sicher sind. Die Herren Häuptlinge wissen übrigens ihren eigenen Besitz an „Dewarra“ auf ganz pfiffige Weise zu vermehren, indem sie z. B. bei Veranstaltung der geheimnisvollen Duk-Duk-T änze ein Entree erheben. Der



Südsee: Eingeborene vor Geldsteinen.



Zentralafrika: Hackengeld.

Südseejüngling hat dabei ebenso gut seinen Strang „Dewarra" zu entrichten, wie der Berliner Jüngling seinen Groschen bei „Schramm" Dass sich auch die hohe Obrigkeit mit dem Muschelgeld abzufinden weiss, zeigt unser Titelbild. Der Häuptling, der den riesigen Ring „Dewarra" abzuladen gezwungen war, muss eine ansehnliche Menge von Sünden auf dem Kerbholz gehabt haben.

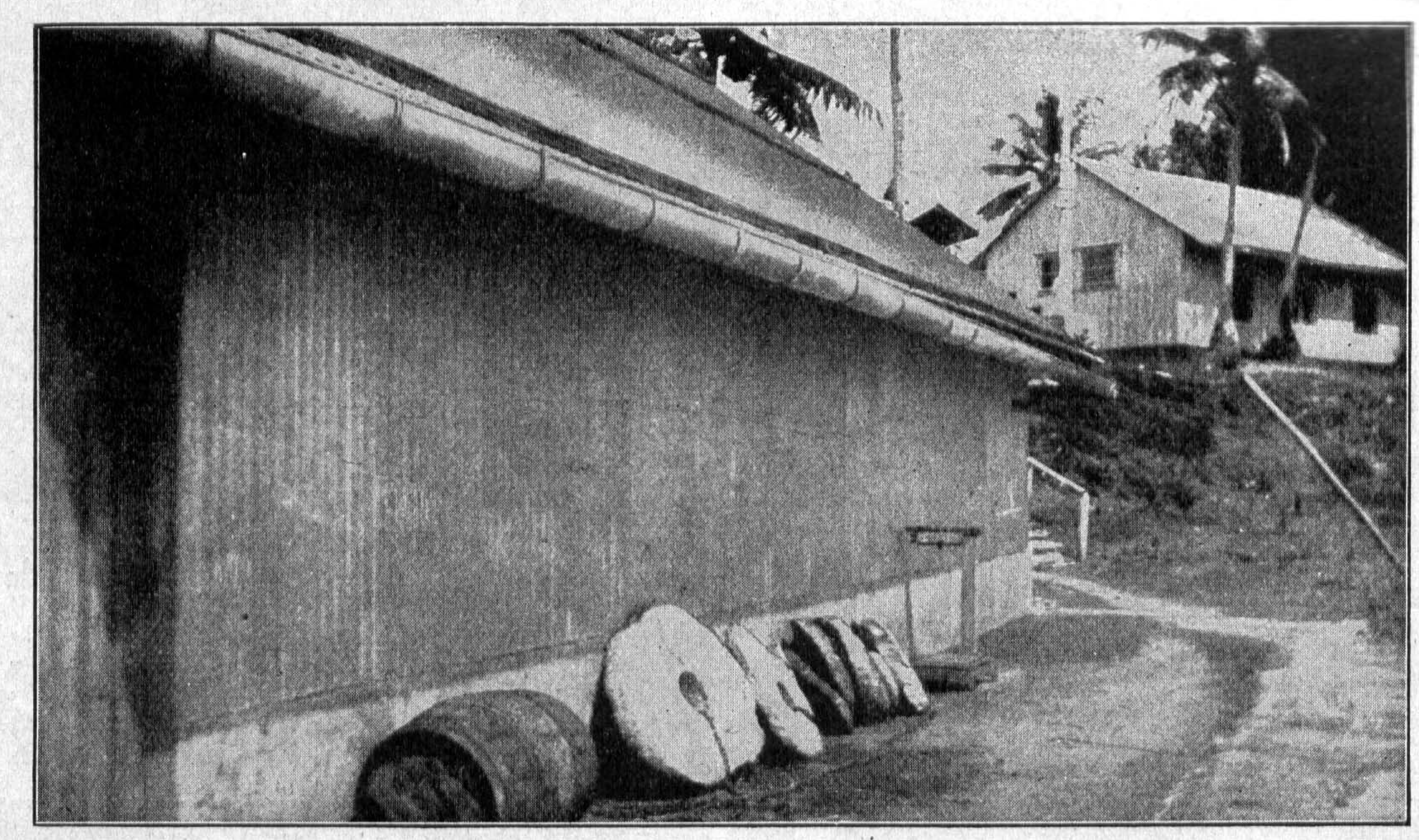
Das ungewöhnlichste Geld aber, das die Welt aufzuweisen hat, ist wohl

das Steingeld auf der Karolineninsel Jap,

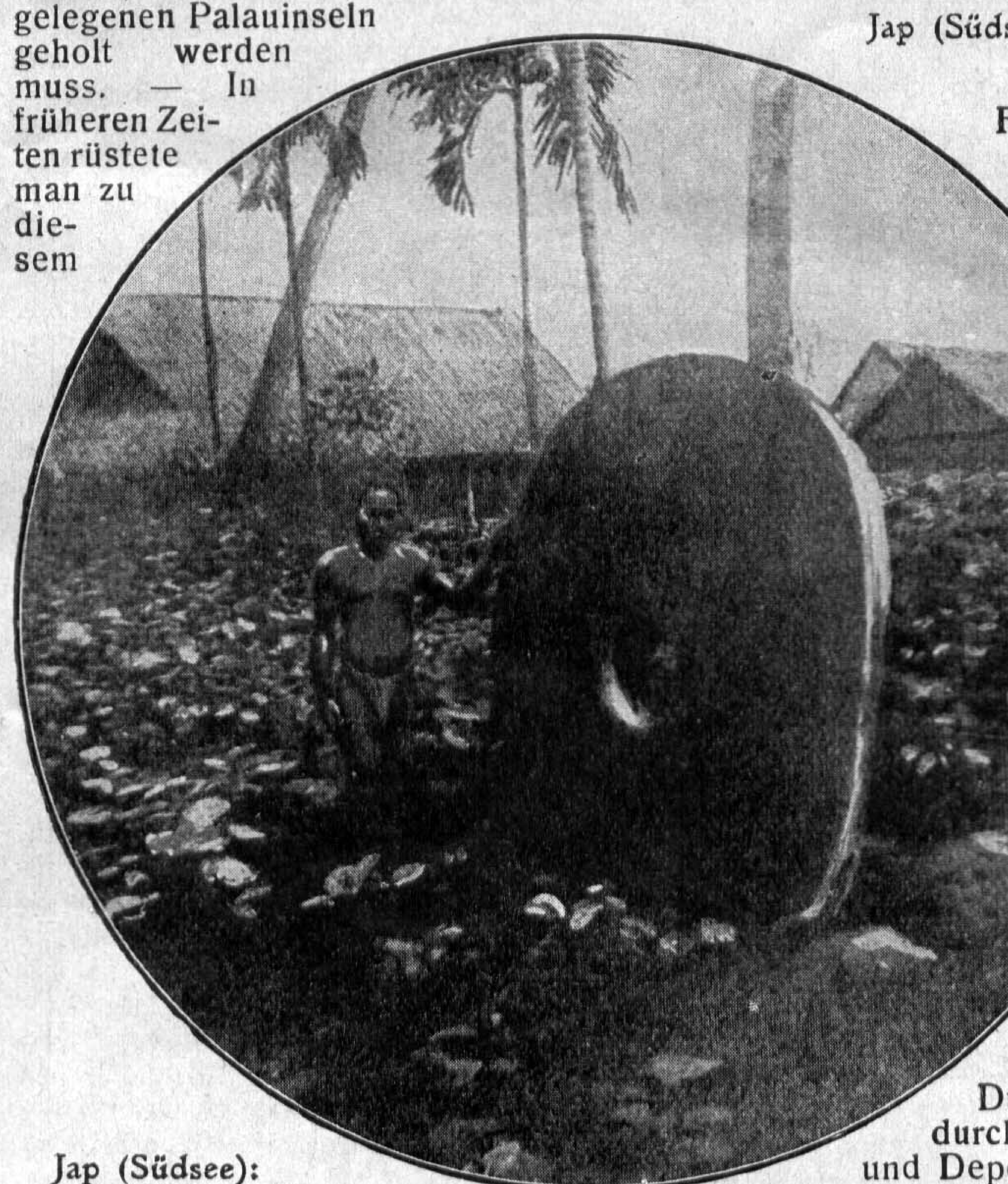
das uns ein dort lebender Deutscher, Herr Emil Schröder, also schildert:

Eine ganz besondere Art von Geldstücken ist auf der kleinen Karolineninsel Jap anzutreffen. Es sind runde, in der Mitte mit einem Loch versehene Steine von der Grösse eines kleinen Tellers an bis zum Umfang eines sehr grossen Wagenrades. Beim Transport wird ein mehr oder weniger starker Stamm der schlanken Kokospalme hindurchgesteckt und der Stein auf den Schultern der Eingeborenen, bei sehr grossem Stein sind wohl 30 Mann erforderlich, fortgetragen. Das Geldstück besteht aus einem feinkörnigen Gestein (Aragonit), welches auf der Insel Jap selbst nicht vorkommt, sondern von den weit süd-westlich gelegenen Palauinseln geholt werden muss. — In früheren Zeiten rüstete man zu diesem Zweck eine grosse Anzahl Kanoes aus und vertraute sie den seetüchtigsten Männern an, die den kostbaren Stein unter vielerlei Fährlichkeiten herbeischaffen sollten. Waren die Leute nach schweren Mühen in Palau eingetroffen, so musste zunächst die Genehmigung der obersten Häuptlinge eingeholt werden. Wertvolle Geschenke mussten diese natürlich erkaufen. Dann konnte erst das mühsame Geschäft des Ausschlagens der Steine seinen Anfang nehmen. Obgleich diese Arbeiten oft monatelang, ja bis über ein Jahr hinaus dauerten, waren hiermit noch keineswegs die schlimmsten Hindernisse überwunden. Der Transport der Steine in die Heimat musste jetzt bewerkstelligt werden. Kleine Steine konnte man wohl in die Kanoes packen, doch musste für die Beförderung der grossen Steine ein andres Mittel ersonnen werden. Grosse, starke Flösse wurden aus zusammengebundenen Bambusstämmen hergestellt und ein bis zwei der schweren Steine auf diesen befestigt. Nachdem noch durch ein Fest, durch Gesänge und Gebete die Götter um eine glückliche Reise angefleht waren, ging bei günstigem Wind die Abfahrt zur Heimat vor sich. Wieviel Kanoes und Flösse mögen während dieser mühsamen Transporte verloren gegangen sein, wieviel Menschenopfer mag das Meer schon bei diesen gefährlichen Reisen gefordert haben? — Hatte eine Flottille einmal glücklich die heimatlichen Gestade erreicht, dann hatte auch Jubel und Freude kein Ende. Grosse Feste wurden gefeiert, den Göttern Opfer gebracht und die glücklich zurückgekehrten als Helden gefeiert und belohnt. Das betreffende Dorf war jetzt mächtig und angesehen wegen seines Reichtums. Am angesehendsten sind auch jetzt noch die Dörfer, welche über viel Steingeld verfügen. In den Dörfern und an den Wegen sieht man diese Geldsteine aufgestellt. Sie dienen jetzt aber mehr zum Prahlen als wirklich praktischen Zwecken. Uneingeweihten fällt es auf, dass in Jap so viel Geldsteine anzutreffen sind, sicherlich viel mehr als von Japleuten selbst eingeführt sein können. Dies findet seine Erklärung darin, dass vor nunmehr etwa 30 Jahren der verschollene Kapitän O'Keefe durch seinen Einfluss bei den Eingeborenen fast sämtliche Inseln der Westkarolinen beherrschte. Durch sein energisches Vorgehen und durch Gewalttaten, wie Gefangennahme und Deportation nach andern Inseln verstand er es, sich grossen Respekt bei den Eingeborenen zu verschaffen. Mit seinem Schooner, mit dem er die ganze Inselwelt besuchte, gelang es ihm bald aus diesen Steintransporten Geschäfte zu machen. In grossen Mengen brachte er mit seinem Schiff Geldsteine von Palau nach Jap und tauschte sie gegen die für ihn wertvolleren Waren bei den Eingeborenen ein und erwarb sich ein grosses Vermögen. Sein Geschäft, welches noch besteht und von seinen Erben weitergeführt wird, betreibt in kleinerem Umfange auch heute noch diesen Geldsteinhandel. Unser Bild auf Seite 5 oben zeigt, wie Geldsteine am Schuppen der Firma vermittels einer Kette angeschlossen werden, damit sie nicht diebischen Eingeborenen in die Hände fallen. — Der Diebstahl ist dort allerdings kein leichtes Gsschäft, es müssen schon „schwere" Jungen sein, die sich solche gewichtige Geldstücke aneignen wollen. Auf manchen Steinen der Dörfer kann man mitunter die Buchstaben B A lesen. Dies bedeutet, dass die Steine vom Bezirks-Amt gepfändet worden sind. Wird die Pfändung wieder rückgängig, so werden die Buchstaben einfach wieder ausgewischt.

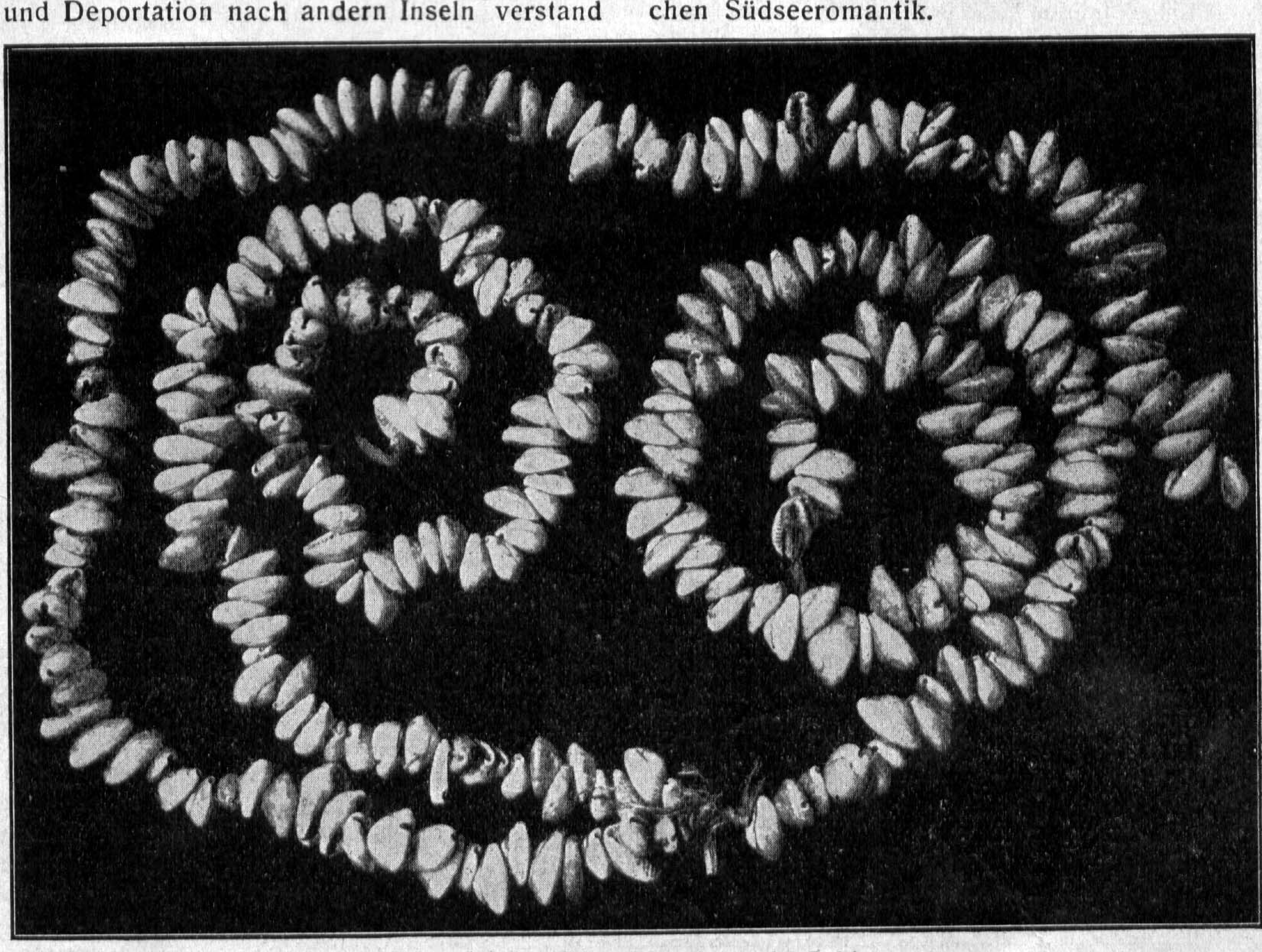
Mit der Einführung unsrer handlichen Münze und dem Vordringen der Kultur, verschwindet der Gebrauch des Steingeldes mehr und mehr und mit ihm gleichzeitig leider auch ein Stückchen Südseeromantik.



Jap (Südsee): Geldstein vor dem Warenschuppen eines europäischen Geschäftshauses an einer Kette angeschlossen.



Jap (Südsee): Geldstein im Wert von 20—30 000 Kokosnüssen, 2—300 Mark.



Zentralafrika: Kaurimuscheln als Geld.

Seeluft macht frei! III. Ein schwimmender Riesenpalast.

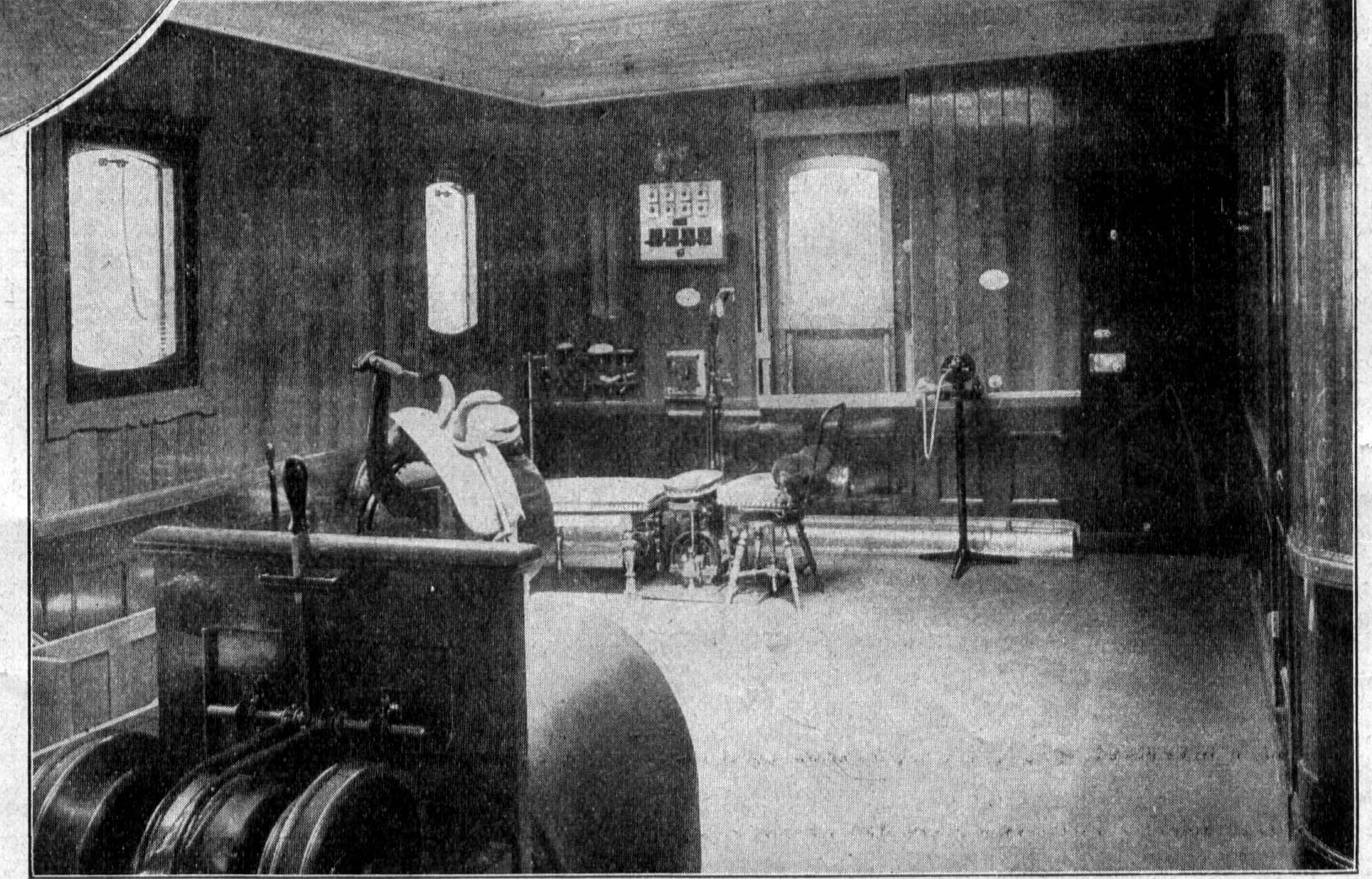
Das untere Promenadendeck auf dem Lloyd - Dampfer „George Washington“.

Möge die Staatszugehörigkeit, der Name und die friedvolle Mission dieses prachtvollen Schiffes ein weiteres Glied bilden in der immer wachsenden Kette der Freundschaft zwischen den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und Deutschland.

Theodore Roosevelt.

Obiges Telegramm sandte am 11. November des Jahres 1908 der Präsident der Vereinigten Staaten an den Norddeutschen Lloyd, als der „George Washington“ seinen Stapellauf von der Werft des „Vulkans“ aus glücklich beendet hatte. Und heute vermittelt das mächtige Schiff schon seit Wochen in erster Reihe den Verkehr mit Amerika. Am 19. Juni des Jahres 1847 war es, als zum ersten Mal ein schwerfälliger, mit 3 Masten versehener Raddampfer, der zugleich unter Dampf und unter Segeln lief und der den Namen „Washington“ trug, die Reede von Bremerhaven erreichte. Bremische Kaufleute waren es gewesen, die durch die Entsendung Karl Theodor Gevekoths die Regierung der Vereinigten Staaten für die Einrichtung eines regelmässigen Dampferdienstes zwischen New York und Bremen zu interessieren gewusst hatten. Und die Ankunft des Washington in Bremen im Jahre 1847 war das erste positive Ergebnis der erfolgreich geführten Unterhandlungen. Obgleich die Linie nur 6 Jahre bestand, bildete sie doch den Schrittmacher für spätere Unternehmungen der bremischen Schiffahrt — die Begründung des Norddeutschen Lloyd.

Von dem kleinen Raddampfer „Washington“ im Jahre 1847 bis zu dem ungeheuren Doppelschraubendampfer „George Washington“ im Jahre 1909 – welch ein Schritt! Nicht weniger als 15000 Passagiere ihres Spazierganges nie zu entbehren brauchen. Wer Gefallen an körperlichen Uebungen findet, der kann seine Gelüste in dem mit Zander - Apparaten ausgerüsteten Turnsaal befriedigen, oder auf dem Sonnendeck Hockey spielen. Wer zu faul ist, Treppen zu steigen, bedient sich der elektrischen Fahrstühle. Und wer seinen Steward nicht rufen will, verkehrt mit ihm telephonisch. Den Lieben zu Hause gibt man drahtlos Nachricht von seinem leiblichen Wohlergehen. Und dass die Reederei dafür bestens sorgt, muss man ihr schon lassen. Der grösste Nörgler müsste verstummen, wenn er die in der Schiffsdruckerei alltäglich neu hergestellte Speisekarte zur Hand nimmt. Von 6 Uhr morgens an stehen ihm etwa 20 warme Gerichte zur Verfügung, mit denen zum Einuhrfrühstück schon wieder reichlich variiert wird. Die Hauptmahlzeit des Tages, das Diner um ½7 Uhr, wird an runden Einzeltischen eingenommen, was entschieden



Der Turnsaal auf dem „George Washington“.

Tonnen Stahlplatten, 750 Tonnen Niete und Schrauben, 100 Kubikmeter Teakholz, 2100 Kubikmeter Oregon- und Pitchpineholz, 1200 Kubikmeter Fichtenholz und eine unendliche Fülle anderen Materials kamen bei seinem Bau zur Verwendung. Der „George Washington“ ist der grösste deutsche Dampfer. Sein Rauminhalt fasst 26 100 Tonnen, seine Wasserverdrängung beträgt 37 500 Tonnen, fast 10 000 Tonnen mehr, als das bis dahin grösste Schiff des Norddeutschen Lloyd, die „Kronprinzessin Cecilie“. Da er nicht dieselbe Geschwindigkeit erreichen soll, wie letztgenanntes Schiff, haben die Expansionsmaschinen nur 20 000 Pferdekräfte. Sodann die Grössenverhältnisse: Auf die Spitze gestellt wäre der „George Washington“ doppelt so hoch, wie der höchste Wolkenkratzer New Yorks. 8 Decks befinden sich übereinander. Das Promenadendeck der ersten Klasse ist durch Glaswände gegen Wind und Wetter geschützt, sodass die zur Gemütlichkeit beiträgt. Im Wintergarten raucht man seine Zigarre, schlürft seinen Kaffee, und da die Hotelleitung in ständiger Angst zu schweben scheint, dass die Passagiere noch Hunger haben könnten, laufen ständig Stewards mit belegten Broten, mit Schokolade, Tee oder Bouillon herum, und bieten den Reisenden diese Erfrischungen an. Tatsächlich vertilgt man, durch die würzige Seeluft angeregt, ganz unglaubliche Mengen. Das Bier ist so frisch, wie im Hofbräu-Haus zu München, und die Stimmung so angenehm, wie im intimsten Kreise zu Hause.

Wen die Götter mit reichlichsten Glücksgütern gesegnet, wer Fortunas Glücksbeutelchen in der Tasche hat, der mietet sich ein auf dem Promenadendeck gelegenes Luxus-Appartement, bestehend aus den sogenannten Kaiser- oder Staatszimmern. Eine solche Wohnung besteht aus Salon, Frühstückszimmer, Schlafzimmer, Bad und Dienerzimmer. Wer der normalen wohlhabenden Klasse angehört, bezieht eine Kabine erster Klasse, in der er auch voll auf seine Rechnung kommt. 565 Passagiere können in der ersten Klasse, 433 in der zweiten Klasse untergebracht werden. Die dritte Klasse stellt einen neuen Typus dar. Sie rangiert zwischen zweiter Klasse und Zwischendeck und kann 452 Reisenden Unterkunft gewähren. Die Betten in den Kabinen sind mit bequemen Matratzen ausgestattet, die Nahrung ist gut und reichlich. Kaviar und Hummern in beliebigen Quantitäten kann hier freilich nicht verabreicht werden, wie dies in der ersten Klasse der Fall ist. — Im Zwischendeck entwickelt sich ein munteres Leben. Die rund 1000 Auswanderer, die hier mit Frau und Kind die Fahrt in die neue Heimat Amerika

Gesellschaftszimmer I. Klasse auf dem „George Washington“.

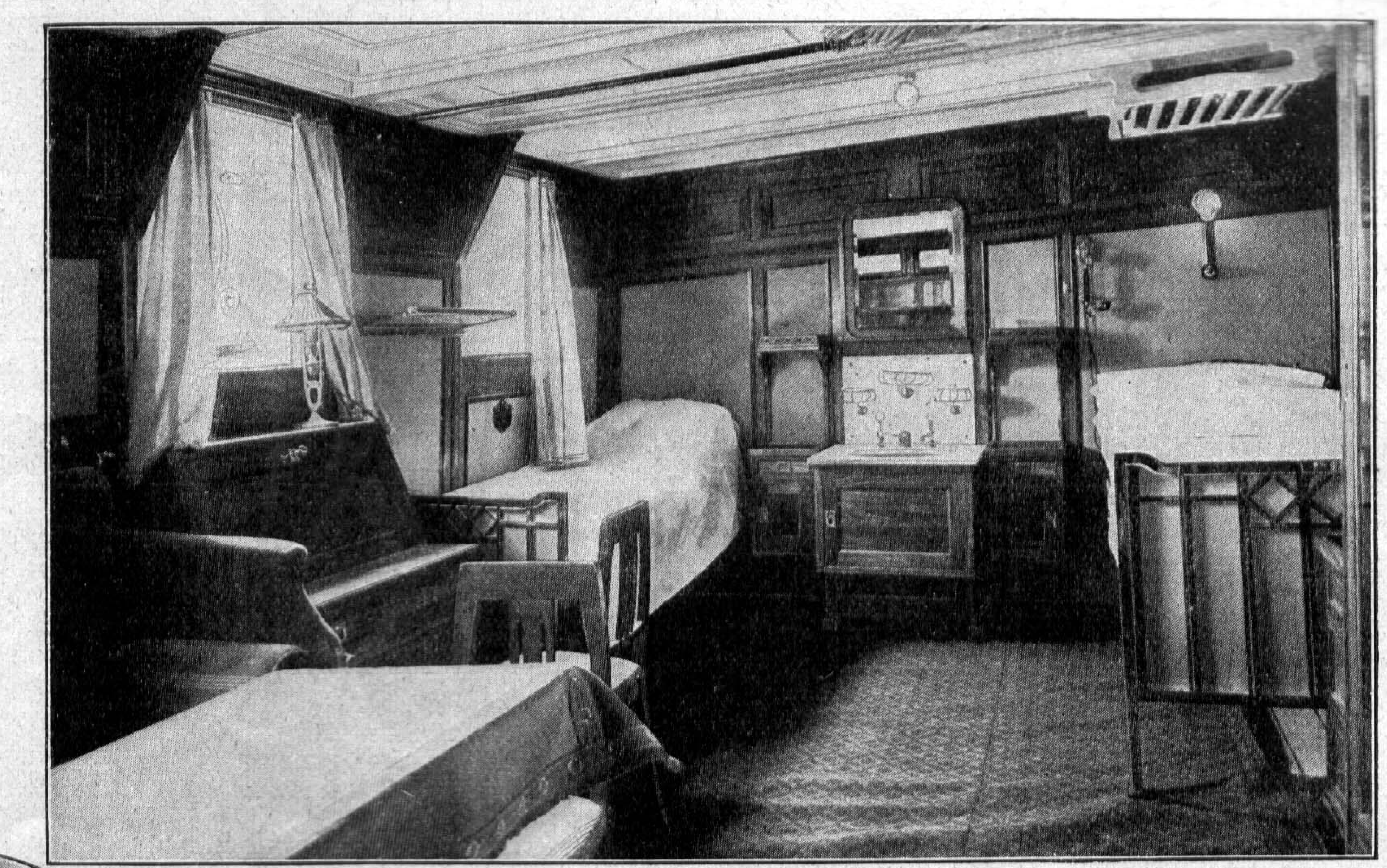
antreten können, haben sich hier schnell eingelebt. Tagsüber tummeln sie sich auf dem ihnen reservierten Deck, spielen Ziehharmonika und lassen sich von den Passagieren der ersten Klasse Orangen und sonstige Leckerbissen zuwerfen. Es ist dies zwar strengstens verboten, aber man tut es doch. Jedenfalls ist auch das Zwischendeck recht komfortabel eingerichtet und man kann wohl behaupten, dass ein gut Teil der Auswanderer solchen Luxus Zeit ihres Lebens noch nicht gekannt haben und wohl meist auch später nicht mehr erleben werden. Nebenbei bemerkt dürfte dasselbe wohl auch für manchen Passagier erster und zweiter Klasse gelten.

Wenn man 3000 Menschen beherbergen und verpflegen will, benötigt man eines Riesenapparates. Die Besatzung des Schiffes zählt 590 Köpfe. Sie besteht aus dem Kapitän, 7 Offizieren, 58 Mann Deckpersonal, 20 Ingenieuren, 3 Elektrikern, 11 Kesselschmieden, Schmierern, Lagermeistern, 66 Heizern und Oberheizern und 63 Kohlentrimmern. — Dies zur Leitung und Bedienung des Schiffes selbst. Den Passagieren dienen 1 Oberkoch, 31 Köche, Konditoren, Bäcker, 20 Aufwäscher, 4 Schlachter, denn auch lebendes Vieh wird mitgeführt, 2 israelitische Köche. Das eigentliche Bedienungspersonal besteht aus dem Obersteward,



Im Rauchsalon I. Klasse des „George Washington".

Stewards und Stewardessen, Wäschern und 270 Gehilfen. Ausserdem gehören noch zur Besatzung 2 Aerzte, 3 Zahlmeister, 2 Proviantlagermeister, 2 Lampenwärter, 3 Barbiere, 2 Drucker, 1 Photograph, 3 Gepäckmeister, 3 Telegraphisten, 1 Buchhändler, mehrere Dolmetscher, 1 Friseuse und 1 Masseuse. Abgesehen von dem Personal des Reichspostdienstes. Die Küchen weisen Koch- und Bratherde von 5 Meter Länge auf, Kessel von 1000 Liter Inhalt. Der gesamte Antrieb aller Küchenmaschinen, als da sind: Fleischhack-, Rühr-, Farce- und Passier-Maschinen erfolgt elektrisch. Die Israelitenküche liegt gänzlich abgesondert. Die Provianträume, in denen Tausende von Konservenbüchsen, neben ganzen ausgeschlachteten Rindern und Wagenladungen von Gemüsen, Butter, Eier und Käse friedlich lagern, sind auf etwas unter 0 Grad bis plus 8 Grad gekühlt. 4000 Kubikmeter Süsswasser werden mitgeführt, Seewasser kann durch Salzentziehung in Süsswasser zur Reinigung des Schiffes verwandelt werden. Den Passagieren stehen 42 Bäder zur Verfügung, und 7 grosse Dampfdynamo-Maschinen sorgen für den elektrischen Strom. Die Betriebsmaschinen werden mit dem Material der 4000 Tonnen fassenden Kohlenbunker gespeist. — Hundehäuser nehmen die Lieblinge der Passagiere auf. Sie stehen unter der Aufsicht und Pflege eines Masters. Amateurphotographen benutzen die vorhandenen Dunkelkammern.


Kabine I. Klasse auf dem „George Washington".

Der durch drei Etagen durchgehende Speisesaal der ersten Klasse ist von imponierender Grösse. In hellen Farben gehalten, ist er eine Schöpfung Professor Bruno Pauls und Rudolf Alexander Schröders, deren Ideen von den vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in Bremen würdig gewertet wurden. Die Räume zwischen den hohen Fenstern sind mit amerikanischen Städteansichten geschmückt. Auf der Brüstung über den hellrotseidenen Drapierungen spielt die Musikkapelle. Die zweite Klasse bietet geschmackvoll ausgeführte Salons, eine Schöpfung der Berliner Firma J. Groschkus. — Im Schreibzimmer klappern die Schreibmaschinen, im Lesezimmer befindet sich eine Bibliothek, in der Bar spielt man Whist oder Skat, wenn nicht Schlimmeres. — Es war mir vergönnt, an der ersten Ausreise des „George Washington", wenigstens ein Stück weit, teilzunehmen und ich muss gestehen, dass dieser schwimmende Riesenbetrieb einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Besonders imponierte mir, mit welcher Ruhe die Vorbereitungen zur ersten Fahrt vor sich gingen und wie alles tadellos klappte.

Die Auswanderer waren im Zwischendeck untergebracht, die Passagiere der ersten, zweiten und dritten Klasse hatten ihre Kabinen bezogen, den Zimmer-Stewards die nötigen Anweisungen gegeben und sie hatten beim Obersteward ihren Tischplatz belegt, den dieser durch ein buntes Fähnchen auf dem vor ihm liegenden Plan markiert. Neugierig wurde noch die angelangte Post gemustert und dann begab man sich wieder auf Deck, um den Freunden am Kai ein letztes Lebewohl zuzurufen. Ein mächtiges Stöhnen und Brausen geht durch den Schiffsraum, die Schrauben beginnen zu arbeiten, das Heulen der Dampfmaschine ertönt. Am Heck flattern die deutschen Farben, am Mast die Flaggen der Reederei. Langsam gleitet der „George Washington" vom Ufer ab. Die Klänge der Musik ertönen, tausend Hüte schwenken sich zum Gruss. Ein glückhaft Schiff hat seine Reise angetreten.

Ottomar Reichard.


Der Rauchsalon II. Klasse des „George Washington".

Mitteilungen des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft

Geschäftsstelle: Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 134.

Ausreise nach Süd-West.

Mit dem Dampfer „Gertrud Woermann“ reisten am 25. August ab Hamburg mit Unterstützung der Deutschen Kolonialgesellschaft nach Deutsch-Südwestafrika: Fräulein Mathilde Behrens aus Dassel am Solling, Fräulein Anna Hollstein aus Adelsdorf (Schlesien), beide Mädchen gehen in Stellung zu Herrn Bezirksamtmann Beyer nach Warmbad. — Fräulein Anna Coppi aus Weissenfels und Fräulein Johanna Zech aus Berlin zu Herrn Regierungsrat Peters nach Windhuk. — Fräulein Anna Luise Wohlfahrt aus Meran (Tirol) zu Herrn Schlosser Bernhard Kandler nach Swakopmund.

Berichtigung.

Fräulein Lina Henning aus Hamburg, Hausmädchen, ist nicht, wie in Nr. 20 irrtümlich angegeben, zu Herrn Gastwirt Hänert, sondern zu Herrn Kaufmann Hänert in Lüderitzbucht in Stellung gegangen.

Sammlung für das Mädchenheim in Keetmanshoop.

Gabe der Deutschen Kolonialgesellschaft	10 000,— Mk.
Freifrau Ferdinand v. Richthofen	50,— „
Herr Oberst Rode, Görlitz . .	5,— „
Frau von Otto, Blasewitz . .	5,— „
Herr Hans Rudert, Dresden, Ertrag einer Sammlung unter Bekannten	12,95 „
Abteilung Warmbrunn, Ertrag eines Konzertes zum Besten des Mädchenheims . . .	615,25 „
Herr Dr. med. Berger, Kamenz	5,— „
Sa.	10 693,20 Mk.
Gesamtbetrag der Sammlung am 21. August 1909 . . .	**14 761,40 Mk.**

Allen gütigen Gebern sagt der Vorstand herzlichsten Dank.

Ein Dankschreiben aus Südwest.

Usakos, 10. 7. 09.

An den Deutsch-Kolonialen Frauenbund
Berlin W.
Potsdamerstr. 134.

Schon lange wollte ich berichten, wie es mir hier im fernen Südwesten gefällt; 1¼ Jahr bin ich nun bereits hier, und ich muss Sie recht sehr um Entschuldigung bitten, dass ich meinem Versprechen bis jetzt noch nicht nachgekommen bin. Nun aber, nachdem ich mich eingelebt und das Land liebgewonnen habe, will ich Ihnen ein wenig von meiner neuen Heimat und von meinem Leben hierselbst erzählen.

Die Ueberfahrt ging gut von statten und bot viel Interessantes. Die Gesellschaft meiner Mitreisenden III. Klasse war bei weitem netter als ich erwartet hatte. Auch die Verpflegung auf dem Schiff lässt nichts zu wünschen übrig, sofern man nicht zu anspruchsvoll ist und mit den obwaltenden Umständen zu rechnen versteht. Es kann also jeder, dem eventl. wie damals mir darauf ankommt, ein paar hundert Mark zu ersparen, getrost eine Ueberfahrt III. Klasse wagen. Für ein junges Mädchen ist freilich grösste Zurückhaltung ratsam, da an Bord der Klatsch sehr blüht. In dieser Beziehung wird tatsächlich Unglaubliches geleistet. Ich habe die Fälle miterlebt, dass ein junger Ehemann sowie ein junger Verlobter ihre Gattin und Braut in Swakopmund bereits mit Briefen in den Händen empfingen, welche die schlimmsten Verleumdungen enthielten und von Mitreisenden der betreffenden Damen verfasst waren. Es heisst eben auch hier, wie ja überall im Leben: Augen und Ohren auf — Mund zu. Im übrigen habe ich aber gehört, dass es unter den Passagieren der ersten und zweiten Klasse nicht viel anders hergehen soll.

Am 22. März 1908 lief der „Admiral“ fahrplanmässig vor Swakopmund ein. Der erste Eindruck, den ich empfing, war nicht ganz so öde und trostlos wie ich erwartet hatte. — Ich wurde von dem Gatten meiner Freundin vom Schiff abgeholt und nach einem kleinen Rundgang durch Swakopmund begaben wir uns ins Hotel „Kaiserhof“, wo alles recht nett und durchaus „Europäisch“ eingerichtet war. Hier verblieben wir bis zum nächsten Tage, an welchem wir dann nach fünfstündiger Eisenbahnfahrt in Usakos, unserem Bestimmungsort, anlangten. Unterwegs fielen mir wieder die vielen Bierflaschen auf, mit denen der Weg längs der Schienen, ich möchte beinahe sagen, gepflastert war. Es ist geradezu unglaublich, was hier im Lande an Alkohol verbraucht wird, und das, wenn man bedenkt, dass eine Flasche Bier 1,50 Mk. bis 1,75 Mk. kostet! Meine Verwunderung war dann auch nicht allzu gross, als ich später hörte, dass wohl mindestens 80 Proz. aller jungen Männer hier bis über den Ohren in Schulden stecken. Dies ist wohl der allergrösste Uebelstand hier zu Lande. Und dann die höcht eigenartigen Begriffe über Sitte und Moral! Gerade entsetzt habe ich mich, als ich die ersten Einblicke in so eine Behausung eines weissen Mannes mit seiner schwarzen „Omankaindu“ und seinen „Pickaninis“ getan habe! — Es ist dann auch bei einer solchen Lebensweise kein Wunder, dass die meisten Männer hier geschlechtskrank und eine Gefahr für jedes unschuldig und unbefangen herüberkommende deutsche Mädchen sind. — Doch ich will mich hier nicht in langen Schilderungen der Misstände in Deutsch-Südwestafrika ergehen. Nur in kurzem andeuten wollte ich, was ja sicherlich schon von anderer berufener Seite ausführlich erwähnt und behandelt worden und doch hoffentlich nur noch eine Frage der Zeit ist. — An landschaftlichen Reizen habe ich hier in Afrika immer viel eigenartig Schönes gefunden. Zu den schönsten Vergnügungen gehört sicherlich ein Spazierritt in die Wildnis oder ein Jagdmorgen in den Bergen vor Sonnenaufgang. — Usakos, mein Wohnort, ist ein Oertchen von vielleicht 400 weissen Einwohnern, welche zumeist Angestellte der Otavi-Minen und Einsenbahn-Gesellschaft sind, welch letztere hier ihren Hauptsitz hat. Das Oertchen liegt recht hübsch, friedlich von hohen Bergen umsäumt und wenn die lieben Leutchen manchmal etwas friedliebender und einträchtiger wären, so wäre wenig zu wünschen übrig.

Ich war bis zum Dezember vorigen Jahres bei meiner Freundin, Frau E. Hausen, in Geschäft und Wirtschaft tätig. Dann heiratete ich und lebe nun mit meinem lieben herzensguten Gatten in zufriedener glücklicher Ehe. Verkehr pflegen wir fast gar keinen; auch Unterhaltungen wie Theater und Konzerte und dergleichen fallen hier ganz weg. Aber wir sind vorläufig einander selbst genug, lesen viele gute Bücher, halten verschiedene Zeitschriften usw. und wenn nun gar erst unser Kleines da sein wird, das wir in Kürze erwarten, so wird's vollends Unterhaltung und Arbeit genug geben.

Nun will ich aber Schluss machen mit meinem Erzählen; es möchte Ihnen sonst langweilig werden. — Ich hätte nun noch eine grosse Bitte an Sie, deren Erfüllung Sie mir sicher nicht abschlagen werden. Ich möchte nämlich, da ich jemand zu meiner Hilfe im Haushalt und später beim Kinde brauche, meine 20jährige Schwester herauskommen lassen resp. möchte Sie bitten, derselben wie seinerzeit mir selbst die Reise durch Ihre gütige Beihilfe zu ermöglichen.

Indem ich Ihnen nun noch herzlichst für alles Gute danke, begrüsse Sie

hochachtungsvoll
Ihre
Frau N. N.

Aufruf zu Sammlungen für das junge Mädchenheim in Keetmanshoop.

Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, an der Erhaltung und Erstarkung des Deutschtums in unsren mit so schweren Opfern erworbenen Kolonien mitzuarbeiten, weiss sich mit allen Freunden von Südwestafrika in der Erkenntnis einig, dass das Anwachsen seiner Mischlingsbevölkerung eine grosse Gefahr für das Land bedeutet, der es mit aller Kraft entgegen zu wirken gilt. Ferner erbittet der Frauenbund den Beistand der national gesinnten Kreise unseres Volkes für ein Werk, das nach dem Urteil von Kennern der lokalen Verhältnisse gegen die zunehmende Verburung des Südens, die zahlenmässig nachweisbar ist, ein Bollwerk werden soll.

Der im mittleren Teil des Schutzgebietes mit grossem Erfolg beschrittene Weg, deutsche Mädchen durch Beihilfe der Kolonialgesellschaft in die Familien zu entsenden, ist im Süden wenig angängig, da dort die Zahl der Farmer noch gering ist, die Mädchen aufnehmen können. Der Frauenbund will daher durch die Begründung eines Mädchenheims im Keetmanshooper Bezirk, im Süden des Schutzgebietes, einen Stützpunkt für das Deutschtum schaffen, von dem aus Zucht und Sitte, deutsches Wesen und deutsche Art in das Land hineingetragen werden. Es soll eine Arbeitszentrale für deutsche Mädchen sein und soll die spätere Farmersfrau ausbilden, die für die Bedürfnisse des Landes erzogen wird. Nach dem Urteil von Sachverständigen würde dieses Heim durch Waschen, Plätten, landwirtschaftlichen Betrieb sich zum Teil selbst erhalten können und dadurch die Kosten des Unterhalts wesentlich verringern!

Der Frauenbund hat durch die dankenswerte Gabe der Kolonialgesellschaft von 10 000 Mk. und durch eigene Sammlungen einen Grundfonds zum Bau des Mädchenheims in Händen und bittet nun herzlich, durch weitere Spenden ihm die Möglichkeit zur Ausführung seines Vorhabens zu schaffen, dessen Erfüllung er als eine nationale Pflicht ansieht. Erforderlich sind 100 000 Mk.

Die Einsendung von Beiträgen für das Mädchenheim wird erbeten an die Geschäftsstelle des Frauenbundes Berlin W. 9, Potsdamerstr. 134, oder an die Kommerz- und Diskontobank, Depositen-Kasse N, Berlin W 9, Potsdamerstr. 1 bezw. an denjenigen Orten, an denen sich Abteilungen des Frauenbundes befinden, an die Schatzmeister der betreffenden Abteilung.

Jede, auch die kleinste Gabe, ist willkommen.

Die Vorsitzende des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Die in Deutschland lebenden Mitglieder des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft erhalten die Zeitschrift „Kolonie und Heimat“ unentgeltlich durch die Post gegen Zahlung des jährlich 24 Pf. betragenden Bestellgeldes an den Briefträger.

Beim Wechsel des Aufenthaltsortes müssen sie die Ueberweisung der Zeitung nach dem neuen Wohnorte bei ihrem bisherigen Postamte unter Entrichtung von 50 Pf. Ueberweisungsgebühr veranlassen.

Den in unseren Kolonien und in anderen Ländern lebenden Mitgliedern wird die Zeitung durch die Geschäftsstelle von „Kolonie und Heimat“, Berlin W. 66, Wilhelmstrasse 45, unter Streifband übersandt. Jeder Wechsel des Aufenthaltsortes oder der Wohnung ist der betr. Abteilung des Frauenbundes oder der Zentralstelle des Bundes in Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 134, anzuzeigen.

Beitritts-Erklärungen zum Frauenbunde nimmt dessen Geschäftsstelle in Berlin und an Orten, wo eine Abteilung des Bundes besteht, der Abteilungs-Vorstand entgegen. Der Mitgliedsbeitrag beträgt ausschliesslich eines durch die betr. Abteilungen festgesetzten Abteilungszuschlages mindestens Mk. 4,— jährlich und ist entweder an die betr. Abteilung oder zugunsten des Frauenbundes an die Depositenkasse N. der Commerz- und Diskontobank, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 1, mittels Postanweisung zu senden.

Beschwerden über mangelhafte Zustellung der Zeitung sind an das zuständige Postamt oder direkt an die Zentralstelle des Bundes in Berlin zu richten.

Das Gift des Vergessens.

Roman aus der Südsee.

Von

Stefan v. Kotze †.

(Schluss.)

er alte Graubart schluckte ein paarmal, wie eine Frau, die das Weinen unterdrücken will. Und dann donnerte er stürmisch los, wie ein Mann, der sich seines weichen Herzens schämt:

„Weiss ich, wohin? Irgendwo in den Busch. Negerblut bleibt Negerblut. Sie hatte Geld; und als sie erfahren, wer ihr Vater war — beim Himmel, der alte Carpenter, ihr Pflegevater, hat mir geschworen, dass sie keine Ahnung gehabt hat, was die dunklen Halbmonde auf ihren Nägeln bedeuteten! Es muss ein schrecklicher Schlag für sie gewesen sein. Und da — und da — na, da hat sie eben das Fazit gezogen und hat den Nigger, den Malakolo, losgekauft und um ihn vor dem Gesetz zu retten, das den Rücktransport der Kanaken nach Ablauf des Kontraktes in ihre Heimat verlangt, hat sie ihn geheiratet. Und dann sind sie in die Berge gezogen — mit Tom Upperby zusammen, dem Alten Tom, den Sie damals mit Jacmel im Boot aufgelesen. Der musste sich nämlich rar machen, ich habe ihn gewarnt; ich hätte ihn sonst verantwortlich machen müssen für den Selbstmord seiner Tochter, der Fanny Ah Sing — —"

Der Kommissar redete eifrig weiter über den Gattenmord auf der „Huahina", froh, dem peinlichen Hauptthema entronnen zu sein. Aber sein Gegenüber hörte nicht mehr zu.

War es nicht grausam, dieses Naturgesetz, das so ganz anders richtete, als das freundliche Christentum versprach; das die Sünde der Väter heimsuchte an den Kindern bis in das tausendste Glied, aber die Tugenden schon in der dritten Generation vergass! Durfte er, der sorgfältig gezüchtete Weisse aus altadligem Germanengeschlecht, urteilen über dieses arme Kind, das das Gift im eigenen Blute zugrunde gerichtet hatte, das der finstere Dämon der Rassenmischung getrieben, ein verhätscheltes Dasein, eine goldene Zukunft fortzuwerfen um eines Kannibalen willen und eines unsagbaren harten Sklavenlebens im verachtetsten Bodensatz menschlicher Gesellschaft? Ja — dürfte er selbst über den schurkigen Vater, den Teufel Jacmel, zu Gericht sitzen? War der überhaupt zu den ethisch und moralisch verantwortlichen Wesen zu rechnen, er, in dem sich der überhebendste Zynizismus moderner Wissenschaft mit dem dunkelsten Aberglauben eines Dämmerungsmenschen in der Herrschaft abwechselten, ein Spielball seiner Leidenschaften, ein hilfloses Opfer seiner Laster?

Das waren bittere Gedanken; und als Welter auf den Vorschlag des Kommissars hin aufstand und sein Blick über den flachen weissen Strand und das blauglitzernde Meer flog, da war es ihm, als sei er um Jahre älter geworden in diesen zwei Tagen und ganz wunschlos und aller Begeisterung und Hoffnung und Sehnsucht bar.

Morton klopfte an die Tür zu Dr. Herders Zimmer und als niemand antwortete, öffnete er leise. Neben dem Bett sass Dorothy Falber, die Finger des jungen Mannes fest in ihren starken weissen Händen. Ihre Augen, als sie sich ruhig nach den Eintretenden umwandte, schienen klarer als vorhin und an Stelle der sonderbaren Ungewissheit lag etwas Zielbewusstes, Vorsätzliches in ihrem Wesen. Der Patient schlief ein seliges Lächeln auf seinen Lippen. Und als Morton sich nach seinem Befinden erkundigte, streichelte sie das friedliche Antlitz mit einer Bewegung so voll zarter, halbmütterlicher Liebe, dass Welter nicht umhin konnte, seinem Nebenmanne zuzuflüstern.

„Hier wenigstens hat Jacmels Gift des Vergessens gut angeschlagen!"

Als sie den Korvettenkapitän erkannte, schnellte sie empor, haschte nach seiner Hand und versuchte sie stumm zu küssen, sehr zum verlegenen Schrecken des Offiziers; aber als sie dann mit leuchtender Dankbarkeit zu ihm aufschaute, beugte er sich nieder und drückte seine Lippen auf ihre Stirn, als wäre es ein Heiligtum.

Und dann war das Mädchen wieder ganz real, matter-of-fact und bat um eine Benachrichtigung Crichtons und einen Wagen.

„Ich habe schon geschickt", sagte Morton; „er muss gleich hier sein."

„Ich will nämlich Fred nach Haus nehmen", erklärte sie; „ich kann ihn besser pflegen dort."

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war etwa eine Woche später. Die Tage waren ereignisreiche gewesen für das sonst so verschlafene Ingham, das noch jetzt sich in einer Art Kriegszustand befand und regelmässig von starken Polizeiaufgeboten abpatrouilliert wurde. Die grosse Abrechnung mit den farbigen Führern der beabsichtigten australischen Vesper war am Ende, mit einem Gesamtresultat von mehreren hundert Jahren Zuchthaus und dem für fromme Leute wenig ergötzlichen Schauspiel eines früher allgemein geachteten schwarzen Missionars am Ende eines langen Strickes hängend. Denn sogar der ganze grosse Einfluss der pazifikischen Heidenmission hatte Seine Hochwürden Herrn John Smith nicht vor dem Henker retten können.

Aber Dr. Pierre Jacmel lebte, obwohl eine starke Polizeitruppe zu seinem Schutze aufgeboten werden musste, ihn vor dem Volksgrimm und dem Richter Lynch zu bewahren. Und heute sollte er auf den kleinen Regierungsdampfer transportiert und nach Norden geschafft werden, auf eine der Inseln in der Torresstrasse, um dort sein Leben zu beschliessen.

Da liegt, in dem perlen- und fischreichen Archipel zwischen der York-Halbinsel und Papua, ein winziger Korallenfelsen: Friday Island. Sie haben ihn vielleicht gewählt, weil Freitag immer als Unglückstag im Verruf gestanden hat. Denn das ist die australische Leprastation. Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate! flimmert in der Luft über der grausigen Begräbnisstätte der Lebenden. Aber blaue Wasser umspielen sie tändelnd, und weiche Winde tragen den Duft blühender Orangenbäume und Papayas von den Nachbarinseln herüber, und graziöse Palmen rascheln schläfrig, und die ganze Lieblichkeit des glücklichen Ozeans liegt ausgegossen über dieser Hölle auf Erden, als sollte den Unglücklichen, die dort langsam, einsam an lebendigem Leibe verfaulen und verrotten, ihr fürchterliches Los doppelt und dreifach schwer gemacht werden durch den Anblick des Paradieses, das sie umgibt.

Jacmel kannte den Ort wohl; und trotzdem —

Man hatte ihn an Bord des „Bussard" gelassen, der des Kohlens halber noch einige Zeit blieb, weil an Land keine sichere Zelle mehr zur Verfügung stand. Aber den Kommandanten reute bald seine Zuvorkommenheit den Behörden gegenüber. Unter seiner Mannschaft brach eine Art epidemischer Hysterie aus, und die Posten, die den Gefangenen bewachten, mussten halbstündlich abgelöst werden von dem Augenblick an, da dem Mulatten der definitive Auslieferungsbefehl verkündet worden war. Zweimal vierundzwanzig Stunden hindurch hatte er unaufhörlich, Nacht und Tag, gefleht, getobt, geheult, geflucht, gebettelt, sich in Krämpfen gewunden, dass die einfachen Matrosen das Grausen packte, und selbst die Offiziere nervös wurden. In der Messe erzählte ein Leutnant, der eben wieder die schon grünlich angelaufenen Wachen abgelöst hatte, während er nach der Kognakflasche griff, wie er in Deutschland einmal der Hinrichtung einer Mörderin beigewohnt. Wie sie sich wie wahnsinnig gewehrt hatte, um Erbarmen geschrien; wie sie auf das Schafott geschleppt werden musste, und ihm schlecht zu werden begann, weil das entsetzliche Schauspiel so lange dauerte, ewig lange; und wie er dann, als alles endlich vorüber war, nach seiner Uhr gesehen und konstatiert, dass das ganze genau 55 Sekunden gedauert.

„Und da sollen unsere Kerle eine halbe Stunde aushalten!“ schloss er und goss mit unsicherer Hand noch einen Kognak ein.

„Nur der Alte scheint sich nichts draus zu machen!“ warf ein junger Kamerad dazwischen.

„Nee! — Ich weiss nicht, was neuerdings über Welter gekommen ist. Ein bisschen ernst war er ja immer. Aber jetzt — mich fröstelt, wenn ich in seine Nähe komme.“ —

Und dann war Jacmel endlich still geworden; die entsetzliche Todesfurcht hatte sein Empfindungsvermögen schliesslich abgestumpft. Es war ein körperliches Wrack und ein geistiger Torso, der nach dem Stabsarzt schickte und um Erlaubnis bat, sich aus seiner eigenen Medizinkiste ein Beruhigungsmittel aussuchen zu dürfen, eine Geheimarznei, die ihm schon früher gute Dienste geleistet.

Der Stabsarzt zauderte; doch der Kommandant gewährte die Bitte. „Ich glaube nicht, dass er den Mut hat, sich umzubringen“, meinte er. „Und wenn schon — denn schon.“

So erhielt denn Jacmel seine Apotheke. Und er schien wirklich ein probates Mittel zu besitzen; denn von da an änderte sich sein Benehmen völlig. Er ass und schlief sogar. Und als der Tag der Schwurgerichtsverhandlung kam und man ihn in Ketten nach Ingham brachte, lächelte er und machte eine höhnische Bemerkung über die Vorsichtsmassregeln seiner Transporteure und den augenscheinlichen Respekt der weissen Bevölkerung vor seinen Fähigkeiten.

Der kleine Saal des Polizeigerichtes war übervoll; aber von Anfang an zweifelte niemand am Ausgang des Prozesses. Der offiziell ernannte Verteidiger machte einen halbherzigen Versuch, die Geschworenen zu beanstanden, wurde abgewiesen und nach einer Beratung von genau fünf Minuten kehrten die zwölf zurück, der Richter setzte die schwarze Kappe auf und sprach das Todesurteil.

„— und Gott sei Deiner Seele gnädig!“

Welter war anwesend und wunderte sich über die zynische Ruhe des scheinbar ganz ausgewechselten Menschen. Und der Stabsarzt war da und der wieder gesundete Dr. Herder und der wieder nüchterne Dr. Aintree. Jacmel reichte ein Schriftstück durch seinen Verteidiger zum Richter hinauf; und dann gab es ein Raunen und Zischeln und Hochziehen der Augenbrauen, während das Publikum unruhig zu werden begann. Doch der Verdammte wurde nicht abgeführt; statt dessen holte der Gerichtsdiener die drei Mediziner in das Konferenzzimmer; und dann, als es immer neugieriger und lauter wurde im Saal und sogar die draussen versammelte Menge zu poltern und zu johlen begann, erschienen Gendarmen und brachten Jacmel — ins Hospital.

Das Schweigen des Erstaunens war über die Zuschauer gekommen. Was sollte das bedeuten? Sie sahen, wie Richter und Geschworene der Eskorte folgten und die drei Aerzte; und sie umlagerten das Krankenhaus in stummer, verblüffter Erwartung.

Ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Aber endlich flog die Erklärung der ungewöhnlichen Vorgänge von Mund zu Mund — keiner wusste woher sie kam, und doch bestätigte sie sich offiziell, nachdem der Gefangene zurückgeleitet worden war, diesmal in das Gefängnis

Jacmel sollte nicht hingerichtet worden!

Und dann brach die Wut des Volkes los, gegen die weder die Würde des Richters noch die Beliebtheit des Kommissars etwas vermochten. Sie versuchten das hölzerne Strafgebäude zu stürmen und in Brand zu stecken. „Lyncht ihn! Hängt ihn!“ brüllte es von allen Seiten; Steine begannen auf das Wellblechdach zu rasseln; ein Revolverschuss klappte auf der Strasse.

In dem kritischen Augenblick kam die Hilfe: der Trupp Gendarmen aus Brisbane mit geladenen Karabinern. Die Aufruhrakte wurde verlesen, aber übertönt von dem Geheul des rasenden Mob. Da gab der Kommissar einen Befehl, und über die Köpfe der Menge sauste eine Salve

Das wirkte momentan; und ehe sich die Leute von ihrem Schreck erholt, trat Morton vor und redete sie mit weithinhallender Stimme an. Er erinnerte sie daran, was er noch eben für ihre Sicherheit getan, und bat sie, ihm auch fürderhin zu vertrauen. Ein oder zwei Hochrufe ertönten, und plötzlich, wie auf Kommando, brach alles in eine stürmische Ovation aus, die der Kommissar lächelnd über sich ergehen liess. Dann fuhr er ernst fort:

„Mitbürger! Ich wäre der erste, obwohl ich hier als Vertreter der Gesetzes stehe, der Hand anlegen würde, das farbige Ungeheuer dadrinnen zu lynchen, das Tausende von Leben, weiss und schwarz dahin zu opfern gedachte, um seines Vorteiles willen, um seinen verbrecherischen Lüsten zu frönen. Und wie ihr gehört, hat das Schwurgericht ihn ja auch zum Tode verurteilt — aber zu einem humanen, schnellen, schmerzlosen Ende, das kaum eine Sühne scheint für seine unerhörte Schuld. Doch was konnte das Gericht mehr tun?“

Zurufe und angenehme Vorschläge wurden laut: „Verbrennen! Schinden! Auf einen grünen Ameisenhaufen binden!“

„Nun — er hat sich selbst gerichtet, und für sich eine noch grässlichere Strafe gefunden. In seiner Feigheit und Todesangst, und mit dem britischen Gesetz bekannt, welches die Hinrichtung eines Schwerkranken verbietet, hat er sich selbst mit Lepra geimpft, und ist dem langsamen, jahrelangen Foltertode verfallen. In wenigen Tagen wird er nach Friday Island geschafft werden.“

Eine tiefe Stille war über die eben noch so aufgeregte, vielköpfige Masse gefallen. Jeder von den Hunderten wusste aus eigener Anschauungsweise, was Lepra bedeutete. Der Ackerbürger und Farmer ist im allgemeinen nicht mit Phantasie gesegnet. Aber vielleicht war jetzt doch den harthändigen Pionieren des Neulands eine Ahnung gekommen von den grausigen Qualen, die den Mulatten zu seiner schier unglaublichen Tat getrieben, hatten sie einen Hauch verspürt von dem eisigen Atem wahnsinnigster Verzweiflung. Und schweigend gingen sie auseinander. — — —

Und heute sollte Jacmel von der Welt scheiden.

Das Aerztekollegium war noch einmal in dem Vorführungszimmer des Gefängnisses versammelt und hatte den Kranken untersucht, der etwas stumpf und schrecklich abgezehrt war, scheinbar wirklich mit dem Dasein abgeschlossen hatte — oder unter Nervenreaktion litt. Die Diagnose war wieder zweifellos: Lepra in der schwersten, der tuberösen Form!

Die beiden andern Herren waren hinausgegangen. Herder zögerte noch. Der Mulatte wachte auf aus seinem Koma und schoss ihm einen giftigen Blick zu.

„Der Vorhang fällt, Herr Doktor!“ knurrte er. „Das Lustspiel ist zu Ende. Worauf warten Sie noch? Sie wollen sich wohl einen eklatanten Abgang sichern?“

Herder atmete tief auf. „Nein, nicht mir, Jacmel“, sagte er ernst, „sondern Ihnen!“ Und als der Mulatte ihn verständnislos anschaute, fuhr er erregt fort: „Ich will hier nicht predigen, Jacmel. Das würde doch nichts helfen.“

Der Gefangene grinste. „Sie als Prediger sind gut!“

Der Doktor liess sich nicht irre machen. „Das weiss ich selber. Daher mache ich Ihnen ein rein geschäftliches Angebot. Ich kann Ihnen gewisse Vorteile und Erleichterungen in Friday Island verschaffen. Und ich werde es tun, wenn Sie willens sind, der Menschheit zu helfen, und mir mitteilen, wie es Ihnen gelungen ist, auf künstlichem Wege die Leprabacillen zu züchten, mit denen Sie sich geimpft. Dann könnte die Wissenschaft vielleicht ein Antitoxin finden, dass sogar Sie noch — —“

„— dem Henker ausliefern würde!“ unterbrach Jacmel wütend. „Nein, Verehrtester. Was die Menschheit betrifft, so wünsche ich nur von ganzem Herzen, einen Seuchenstoff zu finden, der die ganz und gar zerfrässe und verbrennen würde. Dass sich die Kinder auf den Strassen winden und die Mütter in Eiter ersticken und die Männer in ihren Qualen sich das Fleisch von den Knochen reissen! — Nein!“

„Aber —“

Doch Jacmel war schon wieder kühl geworden. „Ich lehne Ihr äusserst geschicktes Angebot dankend ab. Ich werde Gelegenheit genug haben, die Krankheit selbst weiter zu studieren auf Friday Island, und brauche keine Zwischenleute für das eventuelle Geschäft mit den Behörden.“

Die Wärter wurden ungeduldig. „Der Herr Polizeimagistrat hat befohlen —“

„Eine Minute noch!“ sagte Herder, und wandte sich wieder an den Mulatten:

„Aber was Sie mir versprochen: Das Gift des Vergessens!?“

Jacmel schnellte empor, dass die Ketten, mit denen er gefesselt war, ärgerlich klirrten. „Mensch, glauben Sie denn, ich hätte nicht selbst schon eine Dosis davon genommen — wenn es wirklich existierte, in Medikamentform wenigstens!?“ schrie er.

„Und Thomas Upperby?“

Der Gefangene war wieder in seinen Stuhl gesunken, und antwortete gelassen: „Selig sind die geistig Armen, Herr Dr. Herder! Und damit Sie wenigstens etwas profitiert haben mögen heute — denn Sie scheinen die ganz zufälligen Amnesieerscheinungen nach Einflössung starker Betäubungsmittel für genau vorherberechnete Wirkungen zu halten —, will ich Ihnen mitteilen, dass ich nur ein zuverlässiges Gift des Vergessens kenne: ein schönes, pikantes Weib, und das habe ich bei Ihnen angewandt, mit einigem Erfolg, Herr Dr. Herder!“

Der junge Mann zuckte zusammen, wie unter einem Backenstreich. Aber im Nu kam

ihm das Bewusstsein seiner jetzigen Stärke, des Hinterhaltes, der ihn aufrichtete, der ganzen grossen, unüberwindlichen Kraft eines treuen Frauenherzens. Das Gefühl der Schwäche hatte ihn ja schon verlassen, seitdem Dolly seine Hände in die ihren genommen. Und während er sich zum Gehen wandte, sagte er leise, andachtsvoll, wie man ein Gebet spricht:

„Ich habe noch ein anderes Medikament kennen gelernt, das vergessen lässt. Ich weiss von Crichton, dass sich Dorothy wohl an Lucys Besuch erinnert, damals. Ihr Gift des Vergessens aber ist die Liebe!“

Und dann war er draussen, ohne Gruss und sah nicht, wie die beiden Gefangenenwärter einander verschmitzt zublinzelten, und der eine aus seiner Tasche eine flache Schnapspulle zog.

„Das ist unser Gift“, sagte er.

Und setzte seine Amtsmiene auf und führte Dr. Pierre Jacmel hinaus zu der Morgue des Lebens.

Ende.

Allerlei.

Erinnerungen an den alten Parkinson.*)

Dreissig Jahre war er in der Südsee. Der alte Parkinson — nun ist er heimgegangen und schläft wohl schon auf dem Privatkirchhof der alten „Queen“ in Maulapao, wo zwischen Kokospalmen und süssduftenden Frangipani-

*) Siehe unsern Nachruf in der Nachrichtenbeilage der letzten Nummer, Seite 3 (Südsee).

Ein neues Heilverfahren.

Seit der Entdeckung des Sauerstoffs durch Priestley haben die Anschauungen der Aerzte über den Zusammenhang der Lebensvorgänge eine wesentliche Aenderung erfahren. Man erkannte, dass das Wohlergehen der Menschen von einer stetigen und ausreichenden Zufuhr von Sauerstoff abhängt, und dass Sauerstoffmangel die Ursache vieler Krankheiten sei. Daraus schloss man ganz richtig, dass derartige Leiden durch vermehrte Sauerstoffzufuhr wieder geheilt werden können. Die vielfachen Versuche aber, den Sauerstoff für diese Zwecke nutzbar zu machen, scheiterten bisher alle daran, dass es nicht gelingen wollte, ein geeignetes unschädliches Bindemittel zu finden, um ihn derartig festzuhalten, dass er bei der Einführung durch den Mund erst in den inneren Organen des Körpers als aktiver (tätiger) Sauerstoff zur Abspaltung gelangen und so seine segensreiche Einwirkung auf die Organe entfalten konnte. Diese lange gesuchte Verbindung ist jetzt im Magnesiumsuperoxyd, einem weissen, völlig giftfreien Pulver, das leicht zu nehmen ist, gefunden worden und hat sich bei individueller Dosierung nach ärztlichen Vorschriften in der Praxis bewährt. Besonders bei Nervenleiden und Stoffwechselkrankheiten (Gicht, Rheumatismus. Zucker usw.) sind Erfolge erzielt, die die bisherigen Resultate in der Behandlung dieser Leiden weit übertreffen. Bei fortgesetztem Gebrauch der Präparate wurde häufig ein Wiederaufblühen des Körpers, eine förmliche Verjüngung wahrgenommen. Personen, die über 70 Jahre alt waren und sich bis dahin mühsam fortgeschleppt hatten, machten nachher den Eindruck, als ob sie rüstige Sechziger wären.

Solche Beobachtungen sind im ärztlich geleiteten Institut für Sauerstoffheilverfahren in Berlin in den neun Jahren seines Bestehens immer wieder gemacht worden und haben zu andauernd weiterer Verbreitung der neuen Therapie Anlass gegeben. Zahlreiche Aerzte haben die Kur an sich selbst versucht und sie ihren Patienten empfohlen. Schliesslich (1907) wurde das Mittel auch in die Arznei-Verordnung der Königlichen Universität Berlin aufgenommen.

Die Kur richtet ihr Hauptaugenmerk auf die Beseitigung der Grundursache der Leiden, auf die Befreiung des Körpers von den abgelagerten Selbstgiften — durch gesteigerte intrazellulare Oxydation und durch bessere Ernährung, d. h. leichtere, vollkommenere Verdauung der aufgenommenen Nahrung. Die unmittelbare Folge davon ist eine Entlastung des Organismus einerseits sowie eine bessere Ernährung (Kräftigung) desselben andererseits.

Einige Beispiele werden besser als alles andere die grosse Bedeutung der neuen Kurmethode beleuchten:

Nervenleiden. Dr. med. L. in B., der hochgradig nervenleidend war, schreibt: „Bitte um weitere Sendung, da ich wirklich von der ausgezeichneten Wirkung geradezu begeistert bin.“ Derselbe Arzt einige Monate später: „Nachdem ich an mir die Vorzüglichkeit Ihrer Präparate zu konstatieren Gelegenheit hatte, und mein relatives Befinden sich fabelhaft gebessert hat“ usw.

Dr. med. H. in N. schreibt: „Da ich direkt wunderbare Erfolge zu bemerken Gelegenheit hatte, die sich infolge der Sauerstoffbehandlung ergeben haben mussten, will ich auch hier das Gute resp. das Beste für meine Klienten heraussuchen und bitte Sie“ usw.

Gicht. Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen mitzuteilen, dass, trotz Abmahnung meiner früheren Aerzte, Jhr Heilverfahren, welches ich nun wohl schon seit etwa 9 Monaten benutze, einen sehr günstigen und nachhaltigen Einfluss auf mein altes Gichtleiden ausgeübt hat. Ich habe nie wieder seit dieser Zeit einen dieser peinlichen Anfälle gehabt und kann bis heute vollständige Heilung konstatieren usw. M. J.

Rheumatismus. Mit dem Erfolg der Kur bin ich sehr zufrieden. Die jetzigen kalten Winde, die sonst für den Rheumatismus stets das gefährlichste waren, sind nun schon wochenlang ohne wesentliche Wirkung, während es früher bei solchem Wetter kaum auszuhalten war. Ich bin Jhnen sehr dankbar und möchte Ihnen raten, Ihre Annonce einmal in eine Fachzeitung einrücken zu lassen. Meiner wärmsten Empfehlung können Sie stets versichert sein und ermächtige ich Sie usw.

C., Oberförster in D.

Zucker. Ich bitte um Zusendung nachstehend verzeichneter Sauerstoffpräparate. Es sind das dieselben, die der Frau M. hier geholfen haben, die 8 pCt. Zucker hatte und nach dem Gebrauch zuckerfrei war. Baurat H. in J.

Näheren Aufschluss über das neue Verfahren und weitere Heilberichte enthält eine Broschüre (64 Seiten), welche das **Institut für Sauerstoffheilverfahren, Berlin 109 SW., Schönebergerstr. 26,** gratis und franko (verschlossen 20 Pfg.) versendet, oder die **Filiale E. Osten, Hamburg, Brandstwiete 42 hpt.**

Hecken die weissen Grabsteine stehen. Wer weiss heute da draussen noch viel von den Leuten, die da ruhen, z. B. vom Käpt'n Stallio, der in Nugarea ermordet wurde? Auf dessen Denkstein, der ihm von seinen Freunden errichtet wurde, die Worte stehen: Die Rache ist mein — ich will vergelten spricht der Herr! Mir kam das immer etwas komisch vor, wenn ich's las — es hiess zwar, die Inschrift habe Bezug auf eine verheerende Krankheit, die kurz nach seiner Ermordung auf den Nugarea-Inseln gewütet hatte, aber Leute, die die Zeit noch mit erlebt hatten, erzählen von einem blutigen Rachefeldzug, der zur Strafe von den damaligen Ansiedlern ausgeführt worden war — wer weiss es heute noch genau? Mit dem alten Parkinson ist wieder ein Stück lebendiger Vergangenheit des Lebens da draussen in der fernen Südsee zu Grabe gegangen, einer nach dem andern löschen sie aus und mit ihnen stirbt die gute, alte humorvolle Zeit und macht der neuen, nüchternen platz. — Der alte Herr in Maulapao sagte das selbst oft genug mit Wehmut, und wenn er aus seinem Leben erzählte, so musste man zugeben, dass es phantastisch und abenteuerlich genug gewesen war. Haifische spielten darin eine Rolle, im Vergleich zu denen der des seligen Jonas in der Bibel ein Waisenknabe war. Erdbeben und Sturmfluten, die ganze Schiffe auf die Spitzen der Bäume gesetzt hatten, kurz, alles, was nur irgend da unten an grausigen Naturereignissen in den letzten dreissig Jahren vorgekommen war, hatte er mitgemacht, und gerade dort, wo er sich zurzeit aufgehalten hatte, war es am schlimmsten gewesen. Auch aus seiner Jugend wusste er

interessant zu erzählen. Er war Schleswig-Holsteiner und nur seiner geschickten Führung hatte 1864 der Stab der preussischen Armee es zu verdanken, dass er den Uebergang bei Alsen bewerkstelligen konnte. Es war ihm auch seinerzeit genügend anerkannt worden, für einen Orden war er damals leider zu jung, aber die Grossen der Welt hatten sich auch späterhin auf freundschaftlichem Fusse mit ihm gehalten. Als er dem Dresdener Museum seine wertvollen Sammlungen geschenkt und sich für den dafür erhaltenen Orden beim hochseligen König Albert bedanken wollte, sagte der: „Lassen Sie mal, mein Lieber, dem Verdienste seine Krone, aber warten Sie, ich will Sie meiner Frau vorstellen", und dann war er ans Nebenzimmer gegangen und hatte gerufen: „Carola komm mal rein! Unser berühmter Parkinson aus der Südsee ist da!" — So der alte Parkinson — wir jüngeren lauschten immer mit einem ehrfürchtigen Kitzel seinen Erzählungen, und wenn auch skeptische Zyniker behaupteten, er trage ebenso dick auf wie der selige Frhr. v. Münchhausen, so konnte das doch seinen Nimbus als des besten Erzählers keinen Abbruch tun. Es war auch bei diesen Verdächtigungen ein gutes Teil Neid dabei, denn die meisten der „Alten Südseeleute" logen, dass sich die Balken bogen, wenn sie geduldige Zuhörer fanden. Das gehörte nun mal dazu. Rach- und eifersüchtige Leute spielten dem alten Herrn mal einen schlechten Streich. Man kannte sein Interesse und seine Freude an allen neuen und wichtigen Nachrichten und wusste, dass er es als eine Ehrensache betrachtete, immer am besten unterrichtet zu sein. Kam der Postdampfer, war er einer der ersten an Bord und nahm alles, was kam, in sich auf. Wenn dann jemand über die letzten Ereignisse

zu sprechen anhub, so sagte er von oben herab: „das weiss ich schon lange.“ Darauf hatten seine Neider ihren Plan gebaut. Eines Tages wurde er auf dem Dampfer mit der Botschaft empfangen, die Kaiserin habe ein Zwillingspaar geboren. Diese Neuigkeit überwältigte sein braves deutsches Herz, und als Familienvater und Haupt einer zahlreichen Familie nahm er soviel Interesse daran, dass er es sofort seiner Frau mitteilen musste. Er ging ans Land, die Post unterm Arm, stieg in sein Buggy und sauste so schnell er konnte nach Maulapao zurück. Wie ein Jüngling sprang er die Treppe zum Wohnhaus empor und: „Phebe, Phebe, die Kaiserin hat Zwillinge bekommen!“ Aunt Phebe, die Schwester der Queen, die beliebteste Frau in der Südsee, sah ihren Richard mit ihrer königlichen Ruhe an, sie hatte schon durch Eilboten einige Zeitungen bekommen und nichts von dem freudigen Familienereignis darin gelesen. Sie kannte die „practical jokes“, die kleinen Scherze ihrer Ehehälfte und äusserte einen gelinden Zweifel in die Wahrheit seiner Behauptung. Da geriet er in Feuer: „look here!“ und er nahm eine Zeitung, die erste beste, entfaltete sie und las ihr vor. Eine genaue Schilderung aller Umstände, die Beschreibung der festlichen Stimmung in Berlin, sogar einige Glückwunschtelegramme befreundeter Fürstenhäuser. Aunt Phebe blickte erstaunt auf — sollte es doch wahr sein? Und da sah sie, dass ihr Richard die Zeitung — verkehrt hielt!